



Berlin, den 11. August 1900.

## Der Kampf mit dem Drachen.

**A**mberto, weiland König von Italien, ist in Monza ermordet worden, der Bersererschach hat in Paris lächelnd den Attentatsversuch eines halb oder ganz Tollens erlebt, in Belgrad hat, dem einstweilen wenigstens von Milan, dem roi entretenu, befreiten Volk zur Freude, Alexander Obrenowitsch seiner Draga die Serbenkrone aufs Haupt gesetzt und aus Tientsin, Petersburg, London sind wichtige, Wandlungen ankündende Botschaften gekommen. Dennoch, trotz dieser Ueberfülle sommerlicher Sensationen, wird noch immer von der Rede gesprochen, die der Deutsche Kaiser am siebenundzwanzigsten Julitage in Bremerhaven gehalten hat. Ihr Inhalt war wirklich so, wie die an der Wasserkante erscheinenden Blätter ihn angaben. Graf Bülow hat zwar, ohne sichtbaren gesetzlichen Grund, die telegraphische Weiterverbreitung des wahren Wortlautes verboten, den trotzdem durchgesickerten Text aber nicht für gefälscht erklärt und sich in Schweigen gehüllt, als er gefragt wurde, seit wann ein unverantwortlicher Staatssekretär berechtigt sei, an öffentlich vom Monarchen gehaltenen Reden Präventivcensur zu üben. Wir müssen also mit der Thatfache rechnen, daß der kaiserliche Kriegsherr den nach China ziehenden deutschen Soldaten befohlen hat, keinen Pardon zu geben, keine Gefangenen zu machen, jeden überwältigten Feind zu töten und, nach dem Beispiel Atillas und seiner Hunnen, in Ostasien einen tausend Jahre lang nachwirkenden Schrecken zu erregen. Und an diesen Befehl hat — auch Das ist jetzt sicher — Wilhelm der Zweite die Worte geknüpft: „Gottes Segen möge an Eure Fahnen sich heften und dieser Krieg den Segen bringen, daß das Christenthum in China seinen Einzug hält. Dafür steht

Zhr mir mit Eurem Fahneneid!“ Seitdem hat der Kaiser wiederum dreimal geredet; er hat einen modernem Empfinden schwer verständlichen Glauben an Gebetswirkungen bekant, ein paar Tausend hamburger Arbeiter waterlandlos und ehrlos genannt und den Großen Kurfürsten gepriesen, der sich, wie der königsberger Professor Prutz nachgewiesen hat, von einem Franzosenkönig in besoldete Dienstbarkeit fesseln ließ. Die vier Reden ergänzen einander; wer genöthigt ist, eine davon zu betrachten, wird auch auf die anderen einen Blick werfen müssen. Und dieser unerfreulichen Nöthigung darf man sich nicht entziehen. Denn die monarchische Krisis, die das ungeblendete Auge längst nahen sah, wird durch Bertuschungsversuche nicht zum Guten gewendet; und die Widrte, die nach jeder kaiserlichen Rede knechtisch keuchen, der hohe und allerhöchste Herr könne unmöglich gesagt haben, was er, wie Jeder weiß, doch gesagt hat, schänden den alten Ruhm deutscher Ehrlichkeit.

Der Kaiser hat auf seiner Hofbühne Hebbels Nibelungentrilogie gesehen. Durch dieses Dramas dritten Theil schreitet ein mächtiger heidnischer Herrscher, der sich eine Welt erobert hat und im Besitz beinahe unumschränkter Gewalt edel geblieben ist. Er hat eine Christin zur Frau genommen und ihr jedes Wunsches Erfüllung zugesagt. Er ist sicher: sie wird ihm nichts Unedles ansinnen; die Christenlehre gebietet ja, den Feind selbst zu lieben. Nun fordert sie, er solle ihre, durch die Heirath auch ihm verwandte Sippe, die Brüder und deren Mannen, in einen Hinterhalt locken und töten lassen. Sie hat seinen Eid; den muß er halten. Als von den Treuen aber der Treueste getödtet ist, als der Heidenkönig auf einem Leichensfeld steht und das Amt des Richters und Rächers verwalten soll, da wird ihm die Bürde zu schwer und er legt die Last seiner Kronen auf eines Christenfürsten schneeweißes Haupt. Diesen König hat der niederdeutsche Dichter, nach dem Volksepos, Egel genannt und durch den Namen die Erinnerung an den Hunnenherrscher geweckt, den die Geschichtschreiber Atilla, Atila und Godegisel hießen. Und diese mit den vornehmsten Wesenszügen geschmückte Heldengestalt hat auf des Deutschen Kaisers lebhafteste Phantasie offenbar stark gewirkt. Er hat nicht darauf geachtet, daß dieser Egel schände das Gastrecht bricht, daß er sich von dem unwahrhaftigen Christenthum einer blutigen Zeit enttäuscht abwendet und daß für Hebbel die Hunnen dem Hornissenschwarm gleichen, der den Leuz in den Tod quält, sondern sich gesagt: So sah der Mann also aus, der als Gottes Geißel scheu angestaunt ward; so gewaltig war er, so königlich und so edel in seines Wesens tiefstem Kern . . . Leider sieht der Egel der Geschichte ganz anders aus. Er lebte nicht, wie Wilhelm der Zweite meint, vor tausend,

sondern vor fünfzehnhundert Jahren und hauste mit seinen Reitern in Europa wie nach ihm kaum noch ein Dschingis Khan und Tamerlan. Doch diese Horden waren viel früher auch schon der Schrecken Ostasiens gewesen. Ihr erster Raubzug hatte die Hunnen vom Norden der Großen Mauer her in das Gebiet der Chinesen geführt, wo sie unter dem Namen der Hiong-Ku Entsetzen verbreiteten. Ihre Häuptlinge, die Landschu, ließen die Truppen nach Herzenslust morden und brennen, besiegten den Kaiser Kao-Ti und erpreßten von dessen Nachfolgern Gold, Seide und schöne Jungfrauen als Jahrestribut. Erst der starke und schlaue Wu-Ti, der fünfte Kaiser der Han-Dynastie, vermochte das Joch der Fremdherrschaft abzuschütteln. Er überfiel, wie Gibbon erzählt, das Lager der Hunnen, „während es in Schlaf und Ausschweifung begraben war“, und zwang den Landschu, Vasall des Boghdo-Khans von Peking zu werden, der ihn mit allen Ehren in der Hauptstadt empfing und sich von ihm huldigen ließ. Die Hunnen brachen mehr als einmal den Lehnseid, neue Kriege folgten und auf hohem Berg kündete im Reich der Mitte Jahrhunderte lang eine Siegessäule dem Wanderer, daß ein Chinesenheer siebenhundert Meilen weit ins Hunnengebiet vorgeedrungen sei. Die späteren Schicksale des Reitervolkes, der weißen und der Wolga-Hunnen, mag man in der Histoire des Huns Josephs de Guignes nachlesen. In Europa hörte man erst wieder von ihnen, als sie unter Balamir über den Don drangen, Alanen und Gothen vor sich hertrieben und den Anstoß zur Völkerwanderung gaben. Das geschah im Jahr 374. Siebenzig Jahre danach sah Atilla, der seinen Bruder und Mitregenten Bleba ermorden ließ, allein auf dem Hunnenthron. Es ist unnöthig, seine Geschichte, von dem Sieg über die Perser bis zu der Niederlage auf dem katalaunischen Feld, hier zu wiederholen; nur an Gibbons Schilderung des „furchtbaren Barbaren“ mag erinnert werden, „der abwechselnd das Abendland und das Morgenland mißhandelte und den Sturz des römischen Reiches beschleunigte.“ Atilla, der sich seiner Abkunft von den Besiegern Chinas rühmte, soll einem häßlichen Kalmücken geglichen haben; er trug auf einem niedrigen, gedrungenen Kumpf einen großen, fast bartlosen Kopf mit platter Nase und pflegte, um Schrecken einzusößen, die Schliyaugen wild zu rollen. Die unterworfenen Fürsten und die Feldhauptleute „lauerten auf seinen Wink, zitterten bei seinem Dräuen und führten auf das erste Zeichen seines Willens ohne Zögern seine strengen Befehle aus“; sein Wohlwollen erwarben sie, wenn sie zeigten, daß ihr Auge den strahlenden Königsblick nicht ertragen könne. Im Lager des Weltherrschers sah man den üppigsten Prunk; „das Geschirr,

die Schwerter, sogar die Schuhe waren mit Gold und Edelsteinen besetzt und auf den Tafeln standen in Fülle Schüsseln, Becher und Vasen aus Gold und Silber"; nur der Monarch selbst blieb bei der Einfachheit seiner sthythischen Ahnen, aß von hölzernem Teller und verschmähte die Tafelfreuden der Schlemmer. Doch nicht alle fleischlichen Genüsse scheint er sich versagt zu haben; er schleppte einen Weiberhaufen mit und ließ sich bei der Heimkehr ins Lager von fast völlig nackten Jungfrauen, denen die reiferen Haremschönen ein Schleierspaltier bilden mußten, mit Jubelhymnen begrüßen. Sein und seiner Schaaren Wesen ist von Kassiodorus und Priskus bis auf Gobineau verschieden geschildert worden und es wäre kindisch, einen Hunnenkönig des fünften Jahrhunderts heute etwa am Maßstab moderner Sittlichkeit messen zu wollen. Der Mann, der ein besonderes Vergnügen darin fand, sich von der Menge Godegifel aennen zu hören, hielt sich wirklich für die Geißel eines finsternen Nachegottes. Ihm war Alles erlaubt, konnte und durste nichts heilig, nichts unantastbar sein. Als ihn der Hofmann Maximin im Auftrag des Kaisers Theodosius besuchte, vernahm er das freche Wort: „In den weiten Grenzen des Römerreiches ist keine Stadt und kein Flecken sicher, wenn es meinem Willen gefällt, sie von der Erdoberfläche zu vertilgen!“ Jedes dem Zweck der Stunde dienende Mittel war dem Wüthenden willkommen; er hat unzählige Städte zerstört, unzählige Leichen gehäuft, Versprechungen, Eide, Verträge gebrochen und Europa in den zwanzig Jahren seiner Erobererherrlichkeit furchtbare Wunden geschlagen. Die Annahme, seine Horden hätten nie Pardon gegeben, ist falsch; wir wissen, daß er fast immer einen großen Troß Gefangener mitführte und daß in seinen Zeltlagern alle europäischen Sprachen zu hören waren. Und eben so falsch ist des Deutschen Kaisers Glaube, Atilla lebe in der Ueberlieferung als eine großartige Erscheinung fort. Nein: als ein blutgeriges Scheusal wird der Hunnenkönig verflucht, wurde er schon im deutschen Land verflucht, als er am Oberrhein erschien und, nach Lamprechts Wort, „nicht das Imperium nur, sondern die Kultur des europäischen Westens in Frage stand und die feindlichen Völker Galliens sich einmüthig zur Vertheidigung des höchsten Palladiums scharten.“ Und so fest wurzelt im Volksempfinden dieser Schreckensruf, daß ein Schrei der Empörung durch Deutschland ging, als während des Kulturkampfes Papst Pius IX. zu deutschen Pilgern zu sagen wagte, im Deutschen Reich hause ein neuer Atilla. Damals konnte man im lahrer Hinkenden Boten lesen: „Unser Kaiser, der Deutschland einig, groß und mächtig gemacht hat, der die deutsche Armee als Hüter und Hort unseres Vaterlandes aufstellt, als

Bürgen für den Frieden und nicht als Söldlinge eines Eroberers, unser Bismarck, der die nationale Einigung vollzogen hat und jetzt durch die Wucht seiner geistigen Ueberlegenheit die Geschichte Europas zu Deutschlands Heil und Wohlfahrt lenkt, — diese großen Männer vergleicht der Heilige Vater mit einem Atilla, mit einem barbarischen Wütherich, der seit über tausend Jahren in der Geschichte heute noch als Schandsäule in der Menschheit da steht! Damit hat der Heilige Vater das Unerhörteste geleistet, was einem Volke geboten werden kann.“ Der münchener Magistrat weigerte sich, trotz dem Drängen des Erzbischofes, das Jubiläum eines Papstes zu feiern, der Deutschland so beleidigt hatte, und im Kladderadatsch standen die Verse:

„Wozu die Jubelänge? Wozu der Straßenzug?  
Wir haben an Festgepränge und Prozessionen genug!  
Die Kirch' ist kein Theater; und dann, Ihr Herrn der Stadt,  
Bedenkt, was der Heilige Vater vor kurzem gesprochen hat!

Wie er ob deutscher Misere vor deutschen Pilgern geklagt  
Und wie er Deutschlands Ehre zu kränken hat gewagt.  
Drum soll kein echter Bayer theilnehmen am Zuge hier!  
He, Kollega Widmeyer, wie denkt darüber Ihr?“

Drauf spricht Doktor Widmeyer: „Ich mäht' als Protestant  
Zwar stimmen für die Feier, denn ich bin tolerant;  
Doch weil zu Deutschlands Wohle ich denk' und dien' allein  
Auf ich, dem Kapitole zum Lort, ein festes Nein!

Dem Alten sei entgolten, was uns von ihm geschah:  
Uns hat er Hunnen gescholten, gefährht von Atilla!  
Das war uns Deutschen allen ein Faustschlag ins Gesicht;  
Wir lassens uns nicht gefallen! Ergo: wir feiern nicht!“

Wer hätte geahnt, daß dreiundzwanzig Jahre später ein Deutscher Kaiser deutschen Soldaten den König Godegisel als Vorbild empfehlen und sie auffordern würde, nach hunnischem Muster die Chinesen zu schrecken? Wer findet von dieser Empfehlung den Weg zu der Mahnung, der Galiläerlehre eingedenk zu bleiben, und zu der auf tausend Blättern von Klio widerlegten Behauptung, nur die auf den festen Boden des Christenthums gebaute Kultur habe Bestand und jede heidnische Kultur müsse bei der ersten Kraftprobe erliegen? Und wer will sich darüber wundern, daß solcher Rede kirrender Ton einen Zustand banger Beklemmung schuf? Aus dem deutschen Süden drang derb und deutlich die Antwort gen Norden; und was im Ausland über die Chelrede geschrieben wurde, haben die sonst so stinken Oßfiziösen bis heute nicht mitzutheilen gewagt.

Während die besten Monarchisten bekümmert noch schwiegen, sind geschäftige Dienstleute dem Kaiser beigeprungen und haben also gesprochen: Wilhelm der Zweite, Ihr Rörgler, braucht nicht wie ein Höfling und Parlamentsgleisner zu lässeln; gerade die rückhaltlose Offenheit seiner Rede solltet Ihr Schwächlinge schätzen. Er sieht, mit Recht, voraus, daß es dem deutsch-asiatischen Heer unmöglich sein würde, einen Haufen Gefangener durchzufüttern, und befiehlt deshalb, ohne den Tadel der Humanitätseuchler zu fürchten, der Mannschaft, die gelben Gauner, wenn sie auch um Vergebung winseln, erbarmungslos niederzumachen. Soll er an seine Deutschen nicht eher denken als an die Chinesen, die er mit treffendem Wort Bestien nennt und deren wilde Triebe der Schrecken allein bändigen kann? Darauf ist zu erwidern, daß es den in heimischer Behaglichkeit zurückgebliebenen Civilisten nicht zukommt, über die in Ostasien nothwendige Strategie und Taktik ein Urtheil zu fällen, daß es aber ganz sicher nicht nützlich ist, mit grellster Deutlichkeit vorauszusagen, was man eines Tages vielleicht zu thun gezwungen sein wird. Im Kriegsgetöse verhält häufig die Stimme der Menschlichkeit, muß man moralische Bedenken oft unterdrücken. Eben so unnützlich aber, eben so schädlich wie die allzu helle Beleuchtung der Klust, die sich zwischen dem Christenbekenntniß und dem Planen eines Rachekrieges dehnt, ist die Betonung der Nothwendigkeit, allen feineren Kulturtugenden entsagen und wehrlose, zitternde Menschen wie Wiesenhalme mähen zu müssen. Junge Männer, hinter denen die Beschwerde einer langen Seefahrt liegt und deren Hirn von dem Gräueltuf chinesischer Grausamkeit erfüllt ist, werden im Rausch der Schlacht gewiß nicht zu mild verfahren; es ist nicht nöthig, schon vorher von höchster Stelle ihnen einzuschärfen, daß die deutsche Sittlichkeit und die deutschen Kriegsartikel für diesen Kampf nicht zu gelten haben. Wir haben oft die Briten gescholten, weil sie gegen Wilde den Krieg nach Wildenart führten. Und wir können nicht wünschen, daß den Chinesen, in deren Gewalt das Leben einer vielköpfigen Europäerschaar ist, das alle Leidenschaften aufstachelnde Kriegsgeschrei geliefert wird: Die Hunnen kommen! Die Zeit der Rassenkämpfe gegen die Piong-Nu-Horde ist zurückgekehrt!

Wie kann der Kaiser, der nur der nazarenischen Sittenlehre ein Daseinsrecht zuerkennt und, in unüberbrückbarem Gegensatz zu der Mehrheit moderner Westeuropäer, mit der Inbrunst eines mittelalterlichen Mönches an die Heilswirkung von Massengebeten zu glauben scheint, zu der Anschauung gelangt sein, die aus seinen heftigen Reden jetzt so gellend hervortönt? Madame Campan, die Prinzen erzogen hat und einen großen Theil ihres Lebens am Hof der letzten Louis von Frankreich verbrachte, hat gesagt,

man müsse das Irren im Reden und Handeln der Fürsten nachsichtig beurtheilen und sich bei jedem Staunen erregenden Wort immer erinnern, wie selten es diesen Einsamen oder von schmeichelnden Lügneren Umringten vergönnt sei, in den Büchern der Geschichte und in dem an Lehre reicheren Buch des Lebens die Wahrheit zu lesen. Dieser Warnung einer französischen Royalistin sollten die Deutschen nachdenken. Dem Preußenprinzen Wilhelm ward von Lehrern, die er für aufrichtig und gründlich gebildet halten mußte, gesagt, jeder seiner Ahnen sei ein frommer Held gewesen, ein Christ und ein Krieger, jeder habe in des Geistes Tiefe weise Pläne gehegt, mit unbeugsamer Willenskraft sie verwirklicht und so, als ein geweihtes Werkzeug der Gnade Gottes, die Macht und den Wohlstand des Landes gemehrt. Der früh auf den Thron Erhöhte, der sich stolz den Sohn seiner Väter fühlt, blickt zurück und vergleicht. Wie gering war der Ahnen Vermögen und wie Gewaltiges haben sie dennoch erreicht! Soll ihm allein, dem reichen Erben gesammelter Kraft, keine von den Aufgaben zugewiesen sein, die das Monarchenleben erst lebenswerth machen und den *roi fainéant* zum Mehrer des Reiches wandeln? Niemand zwingt die weithin schweifende Phantasie in die engen Grenzen gemeiner Wirklichkeit, Niemand verscheucht holde Illusionen und warnt vor einer Ueberschätzung der kunstvoll, aber auch künstlich geschaffenen Reichesherrlichkeit. Jeder bemüht sich, das schön Scheinende noch schöner zu tünchen. Deutschland ist unermesslich reich; Deutschland ist berufen, unter den Industrie- und Handelsstaaten die erste Stelle einzunehmen, und muß, um diesem Ziel näher zu kommen, seine sieghaften Feldzeichen über die Meere tragen; und der Kaiser der Deutschen muß, wie in den Tagen der Kreuzzüge die gekrönten Heroen, dem Evangelium die Welt zu erobern trachten. So umwispern Schwärmer und schlaue Speculanten den Herrn und es ist nur natürlich, daß er, der die wahren Lehren der Geschichte und des bedrängten Lebens nicht kennt und nicht kennen kann, solcher lockenden Rede glaubt. In ruhiger Friedenszeit bleibt der Irrthum ungefährlich, stiftet er wenigstens noch kein ernstes Unheil; in jeder Epoche wirrer Verwickelungen kann er verhängnißvoll werden. Der deutsche Gesandte, der des Kaisers Person vertritt, wird in Peking ermordet, das Leben anderer deutscher Männer und Frauen wird mit gräßlichstem Martyrtode bedroht und der Fanatismus der Asiaten waffnet sich gegen die Christenpriester und deren Gemeinden. So werden, ohne Aufhellung der Ursachen, dem Kaiser die Ereignisse geschildert, wider besseres Wissen wird ihm gesagt, solchen Frevel habe der Genius der Menschengeschichte noch nicht erschaut, — und Lessings Glückwritter hat lächelnd schon die alte Weisheit ausgeschwagt,

que tout dépend de la manière dont on fait envisager les choses au roi. Der in selbstgeschaffenen Welten lebende Herrscher wähnt zu großer, befreiender That die Stunde gekommen. In der Spur seiner Ahnen, die ihm stets nur in legendenhafter Verklärung gezeigt worden sind, wird er vorwärts schreiten, für Christenthum und Kultur den uralten Kampf erneuen und den Frevlern am heiligsten Recht beweisen, daß eines Deutschen Kaisers Arm bis in den fernen Osten der bewohnten Erde reicht. Das gelbe Geißel, das selbst dem hehren Bilde des Gekreuzigten den schändlichsten Schimpf nicht erspart, hat keinen Anspruch auf Schonung; nur durch die stärkste Schreckenswirkung kann es bewältigt, nur mit des Schwertes Schärfe kann es der Heilandslehre gewonnen werden . . . Aus solcher Stimmung mag der Grundton der Rache heischenden Reden entstanden sein.

Der Kaiser wäre wahrscheinlich sehr überrascht, wenn er hörte, wie ganz anders sich die Weltereignisse in den Köpfen der meisten Deutschen malen. Die hat das Studium der Geschichte, hat die Erfahrung eines harten Alltagslebens andere Dinge kennen gelehrt und zu anderer Anschauung sind sie erwachsen. In den Hohenzollern sehen sie ein tüchtiges Regentengeschlecht, doch nicht eine lückenlose Reihe gewaltiger Helden. Sie wissen, daß es recht schlechte Hohenzollernfürsten gab, daß mancher laut gepriesene Herrscher aus diesem Haus in der Nähe sehr klein und fleckig aussieht und daß sogar die Besten des Stammes zu den ihrem Lande nützlichsten Thaten oft von muthigen Dienern gezwungen werden mußten. Die Gründung des neuen Reiches schreiben sie nicht Wilhelm dem Ersten zu, der ihr mit altpreussischer Zähigkeit lange widerstrebte, sondern Otto Bismarck, dem Exponenten der Volkswünsche, deren Erfüllung das wirthschaftliche Interesse drängend gebot. Und dieses Reiches Herrlichkeit scheint ihnen nicht ungefährdet. Sie sehen es in schwieriger territorialer Lage, von Mißtrauen und Neid umlauert, im Innern unfertig, nach außen auf unzuverlässige oder kraftlose Bundesgenossen gestützt, mit rasch wachsendem Wohlstand, aber ohne den Reichtum, der ihm gestatten könnte, mit Großbritannien, Nordamerika, Rußland den Niesenkampf um Weltmacht und Welthandelshegemonie zu wagen. Doch dieser Kampf dünkt sie gar nicht nöthig; sie erwarten, daß ihre Landsleute, wie bisher, so auch künftig durch eigene Kraft und Emsigkeit, ohne imperialistische Hilfe, sich Raum zur Bethätigung schaffen werden. Mancher von ihnen ließ sich durch hallende Worte bethören, als die Kunde von der deutschen Besetzung chinesischen Bodens kam; heute wird die einst so beredt gerühmte Aktion allgemein sehr nüchtern beurtheilt, denn das prophe-



tische Wort des Bischofs Javier, aus Kiautschou würden, wie aus Pandoras Büchse, die schlimmsten Uebel hervorgehen, ist nun leidige Wahrheit geworden. Es war ein Fehler, daß der Kaiser die Völker Europas zum Kampf gegen die gelbe Rasse aufrief, daß man dem geriebenen Li-Hung-Tschang den Anblick eines gierig vor dem reichen Kunden nach Bestellungen winselnden Händlerhaufens bot, daß der an zwei Missionaren verübte Mord mit der Zerstückelung Schantung „geföhnt“ und, aller Warnung zum Trotz, in Peking der Bruch des geheiligten Hofceremoniells erzwungen wurde. Dieser Fehler Folgen erleben wir nun; doch ihre Tragweite können wir heute noch nicht ermessen. Unsere Kenntniß der ostasiatischen Vorgänge stammt aus trüben Quellen und die gestern gläubig hingenommene Nachricht wird morgen schon widerrufen. Hat der unglückliche Freiherr von Ketteler durch eigenes Verschulden die Wuth der Chinesen geweckt? Ist er von Regierungstruppen oder von der Sekte der Sacred Harmony Fist getödtet worden? Wer herrscht in Peking und wie hat sich das Schicksal der dortigen Fremdenkolonie, der Diplomaten, Missionare, Beamten und Kaufleute, gestaltet? Auf diese und ähnliche Fragen fehlt uns seit Wochen die Antwort. Wir wissen nur, daß nationale Aufstände in Asien sehr häufig vorgekommen, daß Gesandte schon in allen Welttheilen getödtet worden sind und daß der Kaiser von China in demüthigster Form von Deutschland Verzeihung erbeten hat. In der europäischen Kultur längst erschlossenen Ländern ist es, wie wir eben erst wieder erfahren haben, nicht möglich, den Monarchen vor Mördern zu schützen; warum könnte die durch fremde Eroberer geschwächte und der Verachtung preisgegebene chinesische Regierung an dem Mord des Gesandten nicht unschuldig sein? Unkontrollirbare Zeitungsnachrichten können die Beurtheilung eines Volkes von vierhundert Millionen Menschen nicht begründen, können nicht zum Beginn eines Feldzuges führen, dessen nahe und ferne Wirkungen unübersehbar sind. Das Deutsche Reich hat nicht die Mission, in China wieder das Christenthum einzuführen, das, nach frühen Erfolgen, durch den Hader der Konfessionen im Lande Kong-Fu-Tses ent wurzelt wurde. Das Deutsche Reich, dessen höchster Vertreter dem Sultan befreundet ist, trotzdem die Türkenregierung Hunderttausende armenischer Christen abschlachten ließ, ist auch durch keine Tradition und kein Treugelübde zum Rächer jedes Christenmordes berufen. Der deutsche Kaufmann will von dem einträglichen chinesischen Handel nicht ausgeschlossen sein; darüber hinaus geht sein Wunsch nicht. Und weil es um die deutschen Handelsaussichten in Ostasien schlecht bestellt scheint, deshalb kann man an

jeder Straßenecke jezt die Ansicht hören, der fette Braten sei zu früh aus der Röhre gezogen worden und die uns Regirenden hätten klüger gehandelt, wenn sie beglaubigte Nachrichten abgewartet hätten, ehe sie Entschlüsse faßten, deren Ausführung ungeheure Opfer an deutschen Menschenleben und deutschem Volksvermögen kosten muß, — Opfer, die kein greifbarer Vortheil je aufwiegen kann. Der Händler will den asiatischen Kunden weder erschrecken noch gar beherrschen; er will ihm den Glauben oder den Unglauben gern lassen und sich mit Geld und Tauschwaare begnügen. Der Rachekrieg stört seine Kreise und er meint, Deutschland könne zufrieden sein, wenn die Seezölle reichlich fließen, die Zinscoupons prompt bezahlt werden und rundliche Mandarinen deutsche Produkte kaufen. Solche Rede klingt recht nüchtern, namentlich, wenn man sie dem Ueberschwang romantischer Kreuzfahrerschwärmerei vergleicht; noch nie aber hat die nüchterne Wägung seines Werthes einem wichtigen Unternehmen Schaden gebracht.

Stets aber hat es den Monarchien geschadet, wenn das Empfinden des Königs mit dem des Volkes nicht einträchtig zusammenklang. Dieser Einklang wird um so schwerer erreicht, je öfter der Monarch über die Fülle einzelner Vorgänge, die keines Sterblichen Blick umfassen und bis in ihre Entstehungursachen verfolgen kann, öffentlich Urtheile fällt. Die aus solcher Trennung des Empfindens der monarchischen Staatsform drohende Gefahr hat schon Montesquieu erkannt, der den Fürsten zurief: *Comme les monarques doivent avoir de la sagesse pour augmenter leur puissance, ils ne doivent pas avoir moins de prudence pour la borner.* Heute ist es nöthig, für solche Warnung das Gedächtniß zu schärfen. Wir haben eben gehört, wie falsch der Kaiser über den Lohnkampf der hamburger Werftarbeiter unterrichtet ist, die sein rauhes Wort aus der Reihe der redlichen Menschen stieß, und wir sind zu dem Glauben geneigt, daß ihm auch die chinesischen Vorgänge nicht im richtigen Licht dargestellt worden sind. Er würde die Christenmission nicht so stark betonen, jede unchristliche Kultur nicht so hart verdammen, wenn er wüßte, wie wichtig für den beginnenden Krieg die japanischen, mohammedanischen und hindostanischen Truppen sind; und er würde die Leidenschaft der Asiaten nicht ohne Nöthigung reizen, wenn ihm die Schwierigkeit eines Kampfes klar geschildert worden wäre, in dem man leicht siegen, eben so leicht aber sich an den Folgen des Sieges verbluten kann. Auch für einen Herrscher ist des Tages Stundenzahl beschränkt, ist der Irrthum unvermeidliches Menschenloos. Für allwissend und allvermögend halten den König nur blöde Knechte und vom Fanatismus ver-

blendete Feinde. Der Mörder Umberto glaubte, den Italiens Staatsform stützenden Gedanken zu treffen, und tötete doch nur einen Menschen, der im organischen Leben des Staates keine Lücke läßt. Dem Gift der Schmeichler und dem Dolch der Mörder können Könige und Kaiser nur entgehen, wenn sie sich mit der Rolle bescheiden, die ihnen seit den konstitutionellen Kämpfen unseres Jahrhunderts zugewiesen ist: der Rolle des dem Tagesgejank entrückten, hinter goldenem Gitter durch besondere Gesetze geschützten Repräsentanten der Volkheit, dessen sorgsam erwogenes Wort That ist, der Gutes wirken und für Uebles nie verantwortlich gemacht werden kann. Wo der Glaube genährt wird, alles politische Handeln entspringe dem Haupt des Monarchen, da wird in irgend einem franken oder überhitzten Hirn sich immer wieder der Wahn festnisten, die gewaltsame Beseitigung eines der armen Menge verhassten Herrschers sei eine dem Volkswohl nützliche Heldeneistung. In einem alten, vom Pater du Halde verfaßten Werk über China kann man lesen, wie die Tsin-Dynastie unterging, weil ihre Söhne, statt sich mit der Kontrolle der Reichsverwaltung zu begnügen, Alles selbst beurtheilen, anordnen, leiten und lenken wollten und so in den Streit der Interessen herniedergezerrt wurden. Wer den Königen zu strengster Zurückhaltung räth, sorgt für ihre Sicherheit besser als der lärmende Haufe, der sich nach jedem Königsmord durch wildes Gezeter und durch den Strom seiner Heuchelzähren der Gunst überlebender Monarchen zu empfehlen sucht.

Der Deutsche Kaiser hofft, der Kraft seiner Streiter und der „heiligen Macht der Fürbitte“ werde es gelingen, „die Drachenbanner in den Staub zu werfen“, und er erinnert an das Bibelwort: „So lange Moses seine Hände emporhielt, siegte Israel!“ Das war das Wort eines stolzen Volkes, das sich vor anderen auserwählt und zum Heil berufen wähnte; in Preußen hat man sich lieber stets an die weniger fromme Zuversicht gehalten, daß der Herrgott nicht von den stärksten Bataillonen weicht. Der Jahrtausende alte asiatische Drache wird sich durch Kreuzeszeichen nicht bannen lassen. Schon der Anfang des Feldzuges, der auch den Anfang des seitdem unter den Christenheeren fortwährenden Zwistes brachte, hat selbst die früher Zweifelnden wohl gelehrt, wie schwer auf diesem Wege jedes winzigste Gipfelchen zu ersteigen sein wird. Ob solche Erfahrung im Sinn des Kaisers eine Spur hinterlassen wird? Sein Handeln wird der Frage die Antwort bringen. Die spärliche Bürgerschaft aber, die noch in Siegerstimmung schwelgt, sollte des Johanniterjünglings gedenken, der von Rhodus in fernen Mythen-tagen einst in den Kampf mit dem Drachen zog, Ritterruhm erwarb und

die erste Pflicht doch des Ritters vergaß, „der für Christum ficht, sich schmücket mit des Kreuzes Zeichen“. Er hatte sein Roß und das linke Paar seiner Doggen an das Bild eines Drachen gewöhnt; an den Gifthauch und die grimmigen Hautzähne des wirklichen Drachen konnte er sie nicht gewöhnen. Und als er das furchtbare Ungethüm dennoch besiegt und im Triumphgefühl den Schritt in die Ordensheimath zurückgelenkt hat, muß er aus dem Munde des weisen Meisters vernehmen, daß er gegen der Pflichten schwerste sich in frevlem Uebermuth vergangen hat und, von der Bier nach eitlen Ruhm verlockt, des höchsten Christenshmedes unwürdig ward, weil er das Joch nicht getragen, den eigenen Willen nicht in Demuth gebändigt hat.

Der Kampf, aus dem der Jünger Johannes nach schwerer Versuchung als Sieger hervorging, bleibt auch den Königen nicht erspart, die des Christenritters, nicht des Hunnenkönigs, Glauben bekennen. Vom Drachen der Revolution, von der Hydra des Anarchismus wird in Europa jetzt viel gesprochen und gegen das schreckende Thier, das die Angst mit apokalyptischen Farben malt, werden die wunderlichsten Waffen empfohlen. Wenn die hastigen Kurversuche der Pfscher fruchtlos geblieben sind, wird man merken, daß die Kronenträger vor Dorsch und Kugel nur so lange sicher sind, wie sie dem Mord sinnenden Haß keine Angriffsfläche bieten, und daß den schlimmsten Dienst ihnen der Knecht erweist, der in ihres Menschenwesens wechselnde Regungen von früh bis spät die Neugier hineinblicken läßt.



## Verwandte Zeiten.

Das vierte Jahrhundert nach Christi Geburt ist der Zeitraum, wo sich das öffentliche Leben aus dem Forum und Kapitol zurückzieht, um in den Kirchen mit dem selben Feuereifer, den selben Leidenschaften und Tugenden, den selben Verbrechen von Neuem zu beginnen. Bis dahin hatte die „neue Lehre“, von einigen Schwärmern und vornehmen Frauen abgesehen, noch keinen Eingang in die reichen und mächtigen Kreise der Stadt gefunden. Es war eine soziale Bewegung, der sich die Armen und Verlassenen angeschlossen hatten, um in der Seelengleichheit Ersatz für irdisches Unrecht zu suchen. An Menschenrechte auf Erden wagte noch Niemand zu denken, denn die ganze alte Kultur wölbte sich über der Kluft zwischen Herrn und Sklaven; aber um die Seelenrechte wurde mit der eisernen Kraft des Glaubens gekämpft, die dem Christenthum Macht und Gewalt gab, die Welt der Dornenkrone zu unterwerfen. Nachdem es durch Konstantin den Großen neben dem Heidenthum zu staatlicher Berechtigung gelangt war, vollzog sich der wahre innere Uebergang vom Alterthum zum Mittelalter und die Antike erlosch im Morgengrauen wie eine Fackel, die man achtlos zu Boden geworfen hatte, während im Osten der neue Tag den Horizont leuchtend entflammt.

Unter den politisch Mächtigen, den wissenschaftlich Gebildeten, den reichen Besitzern verbreitete sich die sanfte Lehre des Nazareners, aus der die Jahrhunderte bereits ein soziales System entwickelt hatten, erst, als es zum „guten Ton“ gehörte, ein Christ zu werden, als der Senator und die Weltbühne, der elegante Rühiggänger und der Philosoph in die Kirchen gingen, um Modeprediger anzuhören. In Rom geschah Das zur Zeit des Heiligen Hieronymus; und Rom war damals Europa, — die Hauptstadt des Westens. Hieronymus, der dalmatische Priester, schildert uns in seinen Büchern — man könnte sie Memoiren nennen — die damaligen Verhältnisse, Sitten und Ideale. Mehr als einmal glauben wir beim Lesen seiner Berichte, in den Spiegel der eigenen Zeit zu blicken, denn auch heute zieht die Furcht vor der Verantwortung manchen Mächtigen, Reichen, Gelehrten in den Bannkreis sozialer Gedanken. Lesen wir Niepöche, Tolstoi, die neokatholischen Schriften Frankreichs, die religiös-philosophischen Romane der Engländer, so liegt der Vergleich allzu nah mit der üppigen, eleganten Welt Roms, die — verloren in Weichlichkeit und Schwelgerei — die strenge Lehre aus dem Heiligen Land ersehnte, theils aus Laune, theils der Mode wegen und theils aus echter Andacht suchender Begeisterung. Auch heute schreckt das Verlangen nach Wahrheit und Gerechtigkeit Viele aus dem Schlummer des still genießenden

Lebens empor, aus Ueberzeugung manchmal; oft aber sind sie auch nur hingegriffen vom Zeitstrom der Mode.

Das römische Volk, der mächtige, unruhige Straßenpöbel, wie er sich ähnlich zur ewigen Beunruhigung Europas in Paris erhalten hat, war unerbittlich das verächtliche, ungezogene *sermo foliosus*, das uns aus zweifels Satiren entgegenlacht, heult, die Faust ballt oder bittend die flache Hand ausstreckt. Ein gefährliches, verdorbenes Kind. Den Lauf der Pferde bei dem Rennen zu verfolgen, in niedrigen, postelosen Theatern sich an körperlichen Kunststücken oder Boten zu ergözen, war seine Freude, sich von Politikern, Schauspielern, Rennkutschern des tosenden Beifalles wegen bestechen zu lassen, sein Verdienst. War es ein Wunder, daß es in die Kirchen lief, in denen ein Mönch oder Priester gegen die Leppigkeit donnerte, an deren Pforten eine Dame, von Reue und Angst ergriffen, ihren Schmutz unter die Menge vertheilte, ein tagenjämmerlich gestimmter junger Mann seine Börse zwischen die Leute warf? Wie balgten sie sich, wie konnten sie lärmen! Aber wie hurtig sprangen sie Alle zur Seite, wie tief verneigten sie sich, wie begierig waren sie, für einige Kupfermünzen sich anzuschließen, wenn der Zug eines Großen, eines Senators des Weges kam!

Diese Herren — wichtige Würdenträger ohne Arbeit — machten mit Eifer Besuche in der Stadt und prunkten dann durch die Menge ihres Gefolges. In einem überhohen Gefährt lag die bedeutsame Persönlichkeit vor Aller Blicken in gleichgiltig bequemer Stellung ausgestreckt. Ob der Mann in die Kurie, ins Theater, zu einem Standesgenossen fuhr: stets liefen kräftige Sklaven mit vergoldeten Stäben voraus, das drängende Volk in den engen Straßen auf die Seite zu schieben. Um etwa Murrende zu versöhnen, folgte der Spazmacher — das Urbild ehemaliger Hofnarren —, der die zusammengepferchte Menge zum Lachen brachte. Dann kamen junge, schöne, reich gekleidete Sklaven, dann der Wagen mit goldgeschirrten, aufgeregten Pferden, die an köstlich glitzernden Jügeln geführt wurden. Das ganze Hausgesinde folgte, selbst geborgte Sklaven der Nachbarn, aufgelesenes Straßenvolk; nur viele, viele Menschen mußten es sein. Denn dieser lebende Reichthum imponirte, gab Einfluß und Kredit, wie heute der Besitz großer industrieller Unternehmungen. Damals wollte man den Reichthum in glänzender Menge vor Augen sehen; jetzt muß man nur wissen, daß dieser oder jener Herr Tausende von Händen in seinem Auftrag beschäftigt. Der Respekt vor dem Sklavenbesitzer ist der selbe geblieben.

Die altrömische Kraft war vergangen und die Namen der Gracchen, Scipionen, Aemilier, Julier dienten zum Aushängeschild. Aus den Salons war jeder Ernst des Lebens verbannt; und wie man heute auf den Tischen der Damen und in den sogenannten Arbeitszimmern der Herren leichte französische Romane, Mirbeau, Gyp, Marcel Prévost, findet oder ein zum Skandal-

roman verwerthetes Geheimniß einer fürstlichen Familie, so lagen damals die Klastbücher Suetons, die Anekdoten des Marius Maximus und die schlüpfrigen Verse eines Modedichters umher. „Die Bibliothek aber“, erzählt Hieronymus, „war geschlossen und geachtet wie das Grab.“ In solchen Zeiten suchen die Menschen Vergessen und stellen sich blind für Alles, was außerhalb des künstlichen, selbstgeschaffenen Interessentereiches liegt.

Doch wenn das Wort eines Propheten, Unglück verheißend, die Ohren Derer trifft, die den ewigen Totentanz lachend und sich selbst betäubend tanzen, dann fangen sie an, darüber zu sprechen, daran zu glauben, und schließlich paßt sich nach Generationen das alte Leben den neuen Bedingungen an. Heute sind es Zeitungen, Werke der Philosophen, Romane wie Tolstois „Auferstehung“, die mahnend oder erschreckend wirken; damals waren es Predigten und Briefe. Die Briefe einsamer Männer aus den Wäldern und der Wüste, die sich in Rom geschminkte Damen zitternd und schändernd vorlasen, ihre Nerven mit ein Wenig Seelenangst zu kugeln. Diese Briefe, deren Stil und Sprache den lateinischen Klassikern entlehnt war, zündeten in den Herzen überfüllter, überreizter Frauen das Licht der Reue an und bewogen die Vermögenden, auf ihre Art Einsamkeit und Weltabgeschlossenheit zu suchen. Um den Mönchen den Aufenthalt in fernem, unbewohnten Gegenden nachzuahmen, zogen sie sich in den weitläufigen Palast Marcellas am Aventin zurück, in dessen mit Marmor bekleideten, mit Gold gezierten Sälen sie gemeinsam lasen und beteten. Das erste Kloster Roms entstand aus dieser halb weltlichen, halb geistlichen Vereinigung, die ihr Seitenstück in vielen frommen Kreisen unserer Tage findet. Römisches Lokalkolorit, antike Verhältnisse in den Schilderungen des Hieronymus; internationales Völjethum, moderne Hysterie, wenn Tolstoi die Sitzung der Redstockisten beschreibt, wenn man die Theosophenapostel und ihren Damenanhang betrachtet.

Auch damals war es Sitte, die Haare leuchtend roth zu färben oder ihnen den Goldglanz der verführerischen blonden Farbe künstlich zu geben; und die schönen jungen Wittwen, die Gattinnen, die sich nicht verstanden und vereinsamt fühlten, eilten, in ihren goldenen Sänften getragen, von den weichsten, lieblichsten Seidenstoffen wie von leuchtenden Wolken umhüllt, geschminkt, gefärbt und mit Juwelen geschmückt, in Marcellas von Blumen durchduftete Säle. Dort schlugen sie sich klagend, von Reue gepeinigt, die liebliche Brust, wandten die verführerischen Glieder in weinender Verzweiflung und suchten in ihrem schimmernden Leib unter den Flittern des Lebens eine Seele, die unsere ungerechte, häßliche Erde im Paradies überdauern sollte. Denn sie fühlten sich vom Glanz umgeben elend, weil es nicht alle Menschen so gut hatten wie sie. Als sich Adam seiner Nacktheit bewußt ward, schämte er sich, wie sich in abgelebten Zeiten — in den Perioden einer

„aedsaence —' oß' iderapil' igtß' Weßes' sammen, idel' ne' eik' ankemt' ano  
eine Gefahr darin erblicken.

Doch inmitten absterbenden Lebens, von Untergang und Verwerfung umgeben, keimt, verborgen und schwer zu erkennen, mancher jugendstarke Gedanke. Glauben auch zuerst hauptsächlich allzu sensitive Frauen an ihn und wird *ein* Träger als „Weiberprophet“ von Vielen nicht ernst genommen und verachtet, so wächst er doch in diesem Treibhaus stattlich in die Höhe, um später, seiner Art entsprechend, für die Menschheit Giftblumen oder süße Früchte zu tragen. Die ewige Lehre des Heilands, dessen reine, unentstellte Philosophie nur aufgeklärten Geistern entgegenstrahlt, war damals unter Buchstabenstreit und weltlichen Herrschergelesten der Bischöfe und Mönche erstikt wie die weiße Lilie im verlassenen Garten unter Nesseln und wucherndem Gras. Dagegen bildete sich in Roms Kirchen und Frauengemächern eine Religion, die durch Höllenfurcht und Priestergewalt die Menschen bändigte, und wuchs zu dem mächtigen Gespenst empor, mit dem in späteren Jahrhunderten die Wissenschaft den Kampf auf Tod und Leben begann.

Als man den klugen, redegewandten Mönch Hieronymus lehrend im Kreis der Frauen fand und darüber spottete, daß er sich zwischen den gepugten, auffälligen Welt Damen herumtreibe und den Umgang mit ernstlichen Männern siche, erwiderte er: „Wenn mich die Männer über christliche Wissenschaft fragten, wäre ich nicht gezwungen, zu den Frauen zu sprechen.“

Um einen neuen Propheten der Kunst, um Richard Wagner, drängte sich in Bayreuth, auffällig lärmend, übermodern und hysterisch, ein Anhang von Damen. Ernste Philosophen, die neue Gedanken verkünden, weltlichstige Braminen, die in Europa von Seelenläuterung und dem buddhistischen Fegefeuer auf Erden sprechen, sind von jenen Frauen umlagert, die aus verschleierte Augen begeistert den Lehrer anblicken und ihre nächsten Pflichten versäumen, weil sie sich einbilden, höhere zu haben. Blättert man in den Briefen und den anderen Schriften des Heiligen Hieronymus, so führt die Phantasie immer wieder in unsere Zeit zurück und man ist versucht, an einen historischen Roman zu denken, in dem uns Marcella, Albina, Furia, Eustochium an bekannte Persönlichkeiten erinnern sollen. Schilderungen intimer Begebenheiten sprechen deutlicher als allgemeine Gedanken und nur die Menschen der Vergangenheit beweisen uns, daß über ewigen Empfindungen allein Gewand und Sitte sich ändert. Die kleine Geschichte der weltfrohen Tante Praetextata könnte heute wie damals geschehen sein.

Eustochium war ein liebliches, überschwängliches Mädchen, das die lichten, bunt bemalten Seidengewänder mit einem dunklen, einfachen Kleid vertauschte und selbst die Damen für weltlich hielt, die ihre Stoffe mit biblischen Szenen statt mit lustigen Amoretten und Blumengewinden besticken ließen. Wie es



bei uns in manchen Kreisen Unsitte ist, englische Vornamen zu tragen, hatte man das Kind auf griechische Art Eustochium genannt. Nun war es zur Jungfrau herangewachsen und setzte allen Heirathplänen, die die Familie schmiedete, einen unbreugbaren Widerstand entgegen. Da kam ihre Tante Praetextata auf den Gedanken, den stärksten Trieb des weiblichen Geschlechtes im Herzen der Nichte wachzurufen: die Eitelkeit. Praetextata, ihr Gatte und ihre Freunde huldigten den alten Göttern und fanden mehr Gefallen an den fornschönen, poetischen Mytherien der Isis als an Predigten, Messen und Straßenprozeffionen zwischen unsauberen Mönchen und kleinen Leuten. Als Eustochium einmal, in ihr braunes, frommes Wollenkleid gehüllt, das Marmorhaus der Heidin betrat und gesenkten Blickes an den Statuen vorüberging, die in jugendschöner, blühender Nacktheit das von Rosen umrankte Mitteltgärtchen schmückten, umringten sie Sklavinnen, entführten sie in das Frauengemach und zogen ihr lachend das armselige Wollengewand vom Leib. Als sie neben dem Wasser des Bades stand und sich in der klaren Plath spiegelte, selbst eine anmuthige Psyche wie das griechische Steinbild ihr gegenüber, lächelte sie. Praetextata, die hinter einem Vorhang stand, glaubte, ihr Spiel schon gewonnen zu haben. Indiens leichteste Seidenstoffe, die Blumenblättern gleich den Körper berührten, warf man Eustochium über und thürmte das wellige Haar zu dem kunstvollen Gebäude, das damals gerade Mode war. Goldene Armspangen hoben den Perlmutterglanz der Haut, dunkel gefärbte Wimpern und Brauen den Strahl ihres Blickes und ein Hauch von Roth auf den Lippen ließ den Mund doppelt verführerisch erscheinen. Damen traten herein, die Jungfrau zu bewundern, gefeierte, elegante Jünglinge plauderten mit ihr und erstaunten über den schlagfertigen Witz ihrer Reden. Sobald aber die Sonnenstrahlen, den Abend verkündend, schräg auf den Mosaik des Bodens fielen, erhob sie sich, legte den Schmuck ab und ergriff hastig das Nonnengewand, es überzuwerfen. „Da ich gesehen habe, wie schön ich bin, lehre ich mit doppelter Freude in die selbstgewählte Armuth zurück, die für ein häßliches Menschenkind verdienstlos wäre“, sagte sie lächelnd und verabschiedete sich von den Erstaunten, um den Abendseggen mit ihren Genossen am Aventin zu beten.

Hieronymus hat uns von Praetextatas gescheiterter Weltbekehrung erzählt und dabei besser in die Mytherien der weiblichen Toilette eingeweiht, als man es von einem so heiligen Manne erwarten sollte. Die zurückgebliebenen Heiden spotteten wohl über das arme Kind, aber ein leises, fragendes Angstgefühl, ob Eustochium nicht doch vielleicht das Rechte erwähnt habe, wird über die Seele der Fröhlichen geschlichen sein, die Scherz auf den Lippen, im Herzen Achtung vor der wahren Ueberzeugung empfinden mußten. Ob überreizt und hysterisch, nervös und widernatürlich in der Erscheinung:

die opfervolle Hingabe einer Frau hat immer etwas Großes, Edles, Bewundernswerthes, denn sie trägt das Wesen des Muttergefühles in sich, mag sie auch einmal einer Idee geweiht sein, einem heilig ernstem Glauben gelten.

Antiker Mysterienkultus und heidnischer Zaubersput beschäftigten im Rom des vierten Jahrhunderts noch immer die Christenfeindlichen Kreise, die während der Regierung des die Sonne anbetenden Philosophen Julian auf kurze Zeit tonangebend und mächtig geworden waren. Der Gatte Praetextatas, Symetius, gehörte zu ihnen und hatte unter dem abtrünnigen Kaiser das Amt eines Statthalters in Rom. Als er nach dessen Tode beim Haupte des lebenden Kaisers Valentinian eine Geisterbeschwörung vornahm und verrathen wurde, verbannte man ihn, doch lehrte er unter Gratians Regierung zurück und versammelte unter seinem Dach, wie vorher, Jhsjünger, Mysterienbrüder, — Spiritisten, würden wir heute sagen.

Noch war das Christenthum gezwungen, duldsam gegen die Göttergläubigen und Philosophen zu sein, denen ein großer Theil der Vornehmen und hohen Beamten angehörte; unbuldsam bis zur Grausamkeit, vernichtend war es aber bereits gegen Männer, die sich eine eigene Ueberzeugung errungen hatten und Glaubenssätze der kirchlichen Führer anzweifelten. Man verbrannte sie nicht — wie tausend Jahre später —, weil man dazu die Macht nicht besaß, aber man tötete sie moralisch, vernichtete ihre Schriften, trieb sie in die Wüste, wie es Origenes, Chrysostomos und später Hieronymus geschah, und nahm sie in Gnaden auf, sobald sie vor den allmächtigen Konzilien ihre Ansicht feierlich wiederriefen. War es anders, als man am Ende des neunzehnten Jahrhunderts die Schriften Schells für ketzerisch erklärte, nachdem man einige Jahrzehnte früher Döllinger und seine Anhänger um eines Dogmas willen aus dem Schoß der „allein selig machenden Kirche“ vertrieben hatte? Höflicher, civilisirter vielleicht, moderner in den Aeußerungen; im Grunde wars das selbe Verfahren wie zu den Zeiten des Heiligen Hieronymus.

Die vornehme Würde des politischen Streites, die einst, trotz dem heftigen Zusammenprall tiefbegründeter Gegensätze, Forum und Kapitol beherrschte, war nicht in die Basiliken, nicht in den Kampf über geistliche Fragen oder die Besetzung kirchlicher Pfründen übergegangen. Wie sich der Meinungsaustrausch in den schwachen Augenblicken einiger modernen Parlamente vollzog, mag er sich damals in den Gotteshäusern abgespielt haben. Erhaltene Reden klingen wie Leitartikel unserer Hefpresse und wir sehen, wie sich aus dem Streit um Glaubensartikel, aus der persönlichen Gefolgschaft dieses oder jenes Prälaten allmählich der furchtbare Fetisch entwickelte, der „Partei“ genannt und zum Gözen des öffentlichen Lebens wurde. Parteigänger einer politischen Richtung, eines Glaubens hat es immer gegeben. Aber die Menge,

die ein unparlamentarischer Ausdruck jetzt „Stimmvieh“ nennt, die ohne eigenes Verständnis und Interesse einigen geschickten Schreibern zu Mandaten und Würden verhilft, entstand, als auf dem Grab des sozialen Christenthums das Monument der Hierarchie errichtet wurde. Die Wahlen der Bischöfe und namentlich des Papstes in Rom gaben Anlaß zu leidenschaftlichen Auftritten, zu blutigen Szenen, die als warnendes Beispiel an der Anfangsgeschichte einer Art parlamentarischen Lebens stehen.

Als der verbannte Papst Liberius im Jahre 366 gestorben war, wurden Damasus und Ursinus als Kandidaten aufgestellt. Ehrgeizige Diakone, auf die Macht des alten Damasus eifersüchtige Priester durchseilten die Stadt, um Stimmung für den unternehmungslustigen, intriganten Ursinus zu machen. Wohin man kommen mochte: das Ohr vernahm Lobreden auf diesen Mann, von dessen Herrschaft sich die Agitatoren geistliche Ehren und gute Stellen versprochen. Der schön gekleidete, gebildete Priester, der sich das kirchliche Gewand aus feinen Stoffen machen ließ und die Glieder salbte wie ein junger Weltmann unter der seidnen Toga, sprach in den Salons der Damen für seinen Gönner und klatschte über einstige galante Sünden des Gegners. Unter den Bürgern sprachen ernste, einfache Geistliche von den Verwaltungstalenten des Ursinus, der das Gut der Kirche sicherlich mehren würde und große Beziehungen am kaiserlichen Hof besäße. Auf den Straßen, in den Wirthshäusern, auf den Stufen der Amphitheater, die Tag und Nacht obdachlos, arbeitshungriges Gesindel beherbergten, versprochen zerlumpfte, schmutzige, halbnaakte Mönche Brot und Geld vor den Kirchenthüren und streuten, Silber verheißend, Kupfermünzen als Wahlschilling aus, der von einer christlichen Dame erbettelt worden war. Ob dies Volk zu den Katholiken oder Arianern gehörte, ob es überhaupt getauft war oder Weihrauchkörner zu Füßen des Jupiter Capitolinus niederlegte, galt gleich. Es ging, mit Knütteln und der Macht seiner Stimme bewaffnet, nach der Laterankirche, wo der Bischof von Rom, der Papst, gewählt werden sollte. Die heiße Ostersonne schien auf den Trümmerplatz, der fahl, grau und staubig die einfache Basilika umgab. Vom Kolosseum wälzte sich der Zug lärmend, mit Fahnen, Ursinus in der Mitte, der Kirche zu. Doch im Laufschrift kamen die Polizeiwachen der nächsten Stationen, schlossen die Kirchthüren und spannten die Bogen, so daß Ursinus unverrichteter Dinge umkehren mußte. Der Truppenführer sagte ihm, der kaiserliche Präsekt habe die Wahl in die Kirche des Heiligen Laurentius verlegt. So verstand es die Regierung schon damals, trotz „freier Wahl“ genehme Männer zu unterstützen. Doch die heulende, lärmende Meute kam noch zur rechten Zeit an den Wahlort, ihre Stimmen abzugeben, und erzielte einen solchen Erfolg, daß Damasus nur mit knapper Mehrheit als gewählt erklärt werden konnte.

Diese Wahl wurde sofort angefochten. Schreiend verkündete Ursinus, daß Damasus des päpstlichen Stuhles nicht würdig sei und seine Anhänger bestochen habe. Aber das Gefolge des Eindringlings wurde mit blutigen Köpfen aus der Kirche getrieben und im Lauf dieser unwürdigen Szene besteckten Christen den Marmorboden vor dem Altar des friedliebenden Gottes mit dem Blut ihrer Glaubensgenossen. Hinter geschlossenen Thüren inthronisirte den geängsteten, alten Papst der Bischof von Ostia, an dessen Sitz seit alter Zeit das Privilegium dieser Weihe haftete. Doch von Neuem wühlte die feindliche Partei in den Salons und unter den Bürgern, so daß sie am fünfundzwanzigsten Oktober sich stark genug fühlen konnte, „vor versammeltem Volk“ in der Basilika des Liberius die Wahl des Damasus umzustößen. Geschickt hatte man die abgelegene Kirche am Esquilin und die Stunde des Sonnenaufganges ausgesucht. Der Bischof von Tibur, der zufällig des Weges kam, um in die Stadt zu gelangen, wurde in die Basilika genöthigt, um Ursinus zu weihen. Da der Markt der Livia sich in der Nähe ausbreitete, bemerkten die dort sitzenden Frucht- und Gemüsehändler den Tumult. Marktweiber eilten nach dem Lateran, Damasus zu warnen. Rasch, in geschlossenen Reihen wie die Soldaten, zogen seine Anhänger nach dem Esquilin und wurden von Patrouillen begleitet, die die öffentliche Ruhe aufrecht erhalten sollten. Von innen verrammelte man die Pforten der Kirche, mit Keilen gingen die Gegner vor, aber die mit Eisen beschlagenen Thore hielten den Stoß aus. Die Belagerer bestiegen auf Leitern das Dach, deckten die Ziegel ab und warfen sie den Gegnern auf die Köpfe. Wüthende Worte schrien sie einander zu, aber die Anhänger des Ursinus wichen weder den Pfeilen, die hageldicht von oben herabgeschossen wurden, noch den Drohungen. Verzweifelt wagten sie erst den Durchbruch, als die Feinde den Dachstuhl in Brand setzten und die hellen Flammen der Kirche ins Sonnenlicht loderten. Inzwischen wurde der Anstifter dieser Verbrechen im Keller zum Bischof geweiht. Die Truppen des Präfecten Juventius machten dem Aufstand dadurch ein Ende, daß sie schonungslos auf beide Parteien einhieben. Ursinus wurde aus Rom verbannt und begab sich, um seine Sache zu führen, an den Hof des Kaisers Valentinian. Dort trat er mit wechselndem Erfolg auf und verbitterte jedenfalls mit Klagen und Verleumdungen das Leben des Gegners.

Zwei heidnische Philosophen, die von den Stufen eines verfallenden Tempels aus die brennende Kirche sahen und hörten, daß man von vielen Verwundeten und Toten spreche, betrachteten einander mit vielsagenden Blicken.

„Unmoralisch waren unsere Götter, aber friedlich und schön,“ sagte der Eine. „Lebten sie wirklich, jetzt würde der Olymp von ihrem Lachen ertönen.“

„Sie haben nie gelebt, mein Freund,“ antwortete der Andere, „denn nur ein Gott, der die Leidenschaft erweckt, lebt in Wahrheit.“

Doch nur Wenigen glückte die echte Leidenschaft, die, zur Wehr göttlicher Gedanken geschmiedet, in diesem Meer von Verbrechen und Blut, von Hochmuth, Haß und Reid die Perlenmuschel hütete, an deren Abblid sich im Lauf der Zeiten das Christenthum stets von Neuem stärkte und bereicherte. Wandten sich diese Wenigen im vierten und fünften Jahrhundert vor Allem an die Damen der vornehmen Welt, aus deren selbstzufrieden wohlthätiger Schaar manche edle, sich aufopfernde Seele hervortragte, und beschworen dadurch Spott und Verleumdung auf ihre Häupter, so bewahrten sie sich durch diesen Umgang vor einem philosophischen Cynismus, der den Männern leicht in weilsüchtige Einsamkeit folgt und sie das Leben vergessen läßt.

Auf merkwürdigen Spindeln wird oft ein Faden der Weltgeschichte gesponnen. Die Männer, die im Frauenkreis predigten oder psychologisch-geistliche Briefe aus der Wüste an ihre Freundinnen richteten, retteten den Schimmer antiker Kultur in das Mittelalter, der zu erbleichen drohte, als die Religion der Entfagung von den Armen und Niedrigen zu den Reichen und Großen emporstieg. Das Diogenesthum, das die Christen ergriff, Verückte auf Säulen trieb und ungesund Begeisterten im Schmutz des Körpers ein Mittel zum Seelenheil zeigte, das in der Vernichtung des Schönen und Glänzenden das Ziel sah, gleicht dem Anarchismus unserer Zeit, dessen drohende Frage aus dem Weltmitleid der Altruisten hervorschaut und hinter dem Gebot der Sozialisten verborgen ist: „Jedem eine Hütte, Keinem ein Palast!“

Die Memoiren des Heiligen Hieronymus zeigen uns eine Welt, in der viel zerstört und wenig gebaut wurde, — eine Welt des Niederganges, wie die Gelehrten sagen. Wie kommt es, daß wir so viel Aehnliches, so viel Verwandtes mit unseren Tagen darin erkennen?

Ein Blick auf die überfeinen Gestalten damaliger römischer Frauen, auf die Nerosen, die im Reichthum eine zu schwere Verantwortung erblickten, weil die Armuth für eine Schande galt, auf die Frivolität, die Nachhaber und Agitatoren besetzte und sie das Heiligste um persönlicher Interessen willen entweißen ließ, auf den Ernst mancher Schwärmer, die das Heilmittel in ihrem Herzen zu besitzen wähnen, erklärt uns mehr als philosophische Spekulation und lehrt uns, daß ferne Zeiten aneinanderklingen, wenn auch der Menschengestalt inzwischen neue Formen errungen und verborgene Kräfte gebändigt hat.

Schloß Greifenstein. Alexander Freiherr von Gleichen-Rufswurm.



## Die Welträthsel. \*)

Unsere Zeit ist reich an Wissen und Erkenntniß, reicher als irgend eine Zeit vor uns, aber sie ist verhältnißmäßig arm an jenem intellektuellen Muth, der unbeirrt durch Nebentrübsichten an die Weltprobleme herantritt. Unter den Forschern und Denkern, die solcher Muth besiegt, verdient in erster Linie Ernst Haeckel genannt zu werden. Ehrlich und unerschrocken hat er immer die Ergebnisse eindringender naturwissenschaftlicher Forschung und der daraus fließenden Denkweise weiteren Kreisen durch Wort und Schrift zugänglich gemacht und bekundet diese hohen sittlichen Eigenschaften in ganz hervorragendem Grade auf allen Seiten seines neuen Werkes, in dem er die Grundzüge seiner monistischen Philosophie giebt. Das Buch soll ein Abschluß sein. „Ich bin“, sagt er, „ganz und gar ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts und will mit dessen Ende einen Strich unter meine Lebensarbeit machen.“ Zu einem Ausbau der einzelnen Theile erachtete Haeckel seine Kräfte nicht mehr für ausreichend; er erkennt deshalb seinem Werk nur den Charakter eines „Skizzenbuches“ zu, in dem Studien von sehr ungleichem Werth zu einem Ganzen gefügt sind.

Das Buch hat vier Abschnitte: einen anthropologischen, psychologischen, kosmologischen und theologischen Theil. Der erste und vierte umfaßt fünf, der zweite sechs und der dritte vier Kapitel. Haeckel beginnt mit einem allgemeinen Kulturbild des neunzehnten Jahrhunderts und erörtert die Unterschiede zwischen der anthropomorphen und der objektiven Naturanschauung, zwischen Dualismus und Monismus, berührt den Widerstreit zwischen Gemüth, Glauben und Vernunft und kennzeichnet die Stellung des Verfassers gegenüber den Sieben Welträthseln Du Bois-Reymonds. Das zweite Kapitel bringt das Wissenswertheste über menschliche und vergleichende Anatomie. Für den kritischen Forscher ergibt sich die bedeutungsvolle Thatsache, daß der Körperbau des Menschen und der Menschenaffen nicht nur im höchsten Grade ähnlich, sondern in allen wesentlichen Beziehungen der selbe ist. Die selben zweihundert Knochen in der selben Anordnung und Zusammensetzung bilden unser inneres Knochengeriüst: die selben dreihundert Muskeln bewirken unsere Bewegungen; die selben Haare bedecken unsere Haut, die selben Gruppen von Ganglienzellen legen den kunstvollen Bau unseres Gehirns zusammen, die selben zweiunddreißig Zähne bilden in analoger Anordnung unser Gebiß. Größe und Gestalt dieser Organe unterscheiden den Menschen vom Menschenaffen.

Ein analoges Ergebnis liefern die vergleichenden Studien über menschliche und thierische Physiologie. Athmung und Blutkreislauf, Zeugung und Geburt, Ernährung und Ausscheidung, die Sinnesfunktionen und selbst das geistige Leben zeigen bei allen Ordnungen der Säugethiere die selben typischen Züge wie beim Menschen. Am Größten ist auch hier die Aehnlichkeit des Menschen mit den anthropoidischen Affen. Besonders interessant ist hier die Thatsache, daß die Lautsprache der Affen physiologisch als Vorstufe zu der artikulirten menschlichen Sprache erscheint. Unter den heute noch lebenden Menschen-

\*) „Die Welträthsel.“ Gemeinverständliche Studien über monistische Philosophie. Von Ernst Haeckel. Bonn, Emil Strauß.

affen giebt es eine indische Art, die sogar musikalisch ist: der *Hylobates syndactylus* singt in vollkommen reinen und klangvollen halben Tönen eine ganze Oktave. „Für den unbefangenen Sprachforscher kann es heute keinem Zweifel mehr unterliegen, daß unsere hochentwickelte Begriffssprache sich langsam und stufenweise aus der unvollkommenen Lautsprache unserer plioänen Affen-Arten entwickelt hat.“ In den folgenden Kapiteln werden wir mit den Thatfachen der Keimesgeschichte, der Ontogenie — Das heißt: der Entwicklungsgeschichte des Einzelthieres —, und der Stammesgeschichte des Menschen (Phylogenie) bekannt gemacht. Die Ontogenie bietet den großen Vortheil dar, daß zur Lösung ihrer Aufgabe der Weg der unmittelbaren Beobachtung betreten werden konnte. Man brauchte nur Tag für Tag und Stunde für Stunde die sichtbaren Umbildungen zu verfolgen, die der organische Keim innerhalb kurzer Zeit während der Entwicklung aus dem Ei erfährt. Viel schwieriger gestaltete sich die Aufgabe der Phylogenie, denn die langsamen Prozesse der allmählichen Umbildung, die die Entstehung der Thier- und Pflanzenarten bewirkten, vollzogen sich unmerklich im Verlaufe von Jahrtausenden und Jahrtausenden; ihre unmittelbare Beobachtung ist nur in sehr engen Grenzen möglich und der weitaus größte Theil dieser historischen Vorgänge kann nur indirekt erschlossen werden: durch kritische Reflexion, durch vergleichendes Studium von empirischen Urkunden, die sehr verschiedenen Gebieten angehören, der Paläontologie, der Ontogenie und der Morphologie. Dazu kam noch das gewaltige Hinderniß, das der natürlichen Erklärung durch die enge Verknüpfung der Schöpfungsgeschichte mit übernatürlichen Mythen und religiösen Dogmen bereitet wurde; es ist daher begreiflich, daß die wahre Stammesgeschichte nur unter schweren Kämpfen, die zum großen Theile gerade Haeckel selbst geführt hat, errungen und gesichert werden konnte. Der verfeinerte Affenmensch von Java (*Pithecanthropus erectus*), den der holländische Militärarzt Eugen Dubois 1894 auffand, stellt nach Haeckels Auffassung das vielgesuchte fehlende Glied in der Primaten Kette dar, die den niedersten katarrhinen Affen mit dem höchstentwickelten Menschen verbindet. Durch den Fund dieses *Pithecanthropus* sei auch paläontologisch die Abstammung des Menschen vom Affen eben so sicher bewiesen, wie es früher schon durch die Urkunden der vergleichenden Anatomie und Ontologie geschehen sei. Haeckels biogenetisches Grundgesetz lautet: „Die Ontogenese ist eine kurze und schnelle Rekapitulation der Phylogenese, bedingt durch die physiologischen Funktionen der Vererbung (Fortpflanzung) und Anpassung (Ernährung).“

Mit dem sechsten Kapitel betreten wir das Gebiet der Psychologie. Hier stehen zwei Auffassungen einander diametral gegenüber: die dualistische und die monistische. Nach jener sind Seele und Leib gänzlich verschiedene Wesen, nach dieser stellt die Seele nur die Summe aller Lebenserscheinungen dar; Belebtheit und Beseeltsein sind für diesen Standpunkt einander bedingende und bedeckende Begriffe. Daß auf dem vielumstrittenen Gebiete des Seelenlebens die Abstraktionen, Schwankungen und Unsicherheiten in den Ansichten außerordentlich zahlreich sind, kann nicht überraschen; Haeckel sucht nachzuweisen, daß bei Kant, Virchow, Du Bois-Reymond und Wundt Uebergänge von der dualistischen zur monistischen Auffassung vorhanden sind. Die allgemeine entwicklungsgeschichtliche Auffassung läßt sich in folgende Sätze zusammenfassen: Eine psychologische

Schranke zwischen Mensch und Thier ist nicht nachweisbar; der Mensch besitzt keine einzige Geistesfähigkeit, die ihm ausschließlich eigen ist. Sein Abstraktionsvermögen hat sich allmählich aus den nichtbegrifflichen Vorstufen des Denkens bei den nächstverwandten Säugethieren entwickelt; sein Seelenleben ist also von dem der nächstverwandten Säugethiere nur quantitativ, nicht qualitativ verschieden.

Ist das psychische Leben durchaus an die physiologische Organisation gebunden, ist es nur die Summe und höchste Blüthe der Lebensäußerungen, so müssen sich Vorstellung, Gedächtniß, Assoziationen, Affekte, Willensäußerungen u. s. w. auf allen Stufen der Lebewesen nachweisen lassen und auch die Seele muß eine Entwicklung erfahren, die sich in der Reimes- und Stammesgeschichte wieder spiegelt. Dieser Auffassung entspricht es, daß Haeckel eine aufsteigende Skala der psychischen Funktionen entwirft und die Entwicklung der Seele aus ontogenetischen und phylogenetischen Gesichtspunkten unternimmt. In der Frage der Willensfreiheit halbt Haeckel einem exklusiven Determinismus. „Wir wissen jetzt,“ sagt er, „daß jeder Willensakt eben so durch die Organisation des wollenden Individuums bestimmt und eben so von den jeweiligen Bedingungen der umgebenden Außenwelt abhängig ist wie jede andere Seelenthätigkeit. Der Charakter des Strebens ist von vorn herein durch die Vererbung von Eltern und Voreltern bedingt; der Entschluß zum jedesmaligen Handeln wird durch die Anpassung an die momentanen Umstände gegeben, wobei das stärkste Motiv den Ausschlag giebt, entsprechend den Gesetzen, die die Statik der Gemüthsbewegungen bestimmen. Die Ontogenie lehrt uns die individuelle Entwicklung des Willens beim Kinde verstehen, die Phylogenie aber die historische Ausbildung des Willens innerhalb der Reihe unserer Vertebraten-Arten.“

Die Ansicht, daß auch den niedersten Lebewesen Bewußtsein zuzuerkennen sei, wird von Haeckel nicht mehr aufrecht erhalten: er entscheidet sich zu Gunsten der „neurologischen Theorie“, nach der nur solche Thiere Bewußtsein hätten, die hochentwickelte Sinnesorgane und ein eben solches nervöses Centralorgan besitzen. Diese Auffassung dürfte auch die richtige sein. Denn das Bewußtsein ist nicht eine konstante Begleiterscheinung aller psychischen Prozesse, sondern tritt erst bei einer bestimmten Intensität, Klarheit und Deutlichkeit auf, wenn bestimmte Inhalte des Seelenlebens sich von dem Gesamtinhalt scheiden und abgrenzen. Im Bewußtseinsakt findet eine Trennung von Objekt und Subjekt statt: die Vorstellungsgruppen, die bewußt werden, treten als unterschieden von anderen möglichen Vorstellungsinhalten heraus und über sie verfügt das Subjekt mit dem deutlichen Gefühl ihres Unterschiedenseins und ihrer Gegenwärtigkeit. Je deutlicher dieses Gefühl auftritt, je mehr wir uns als Herren dieser in uns aufgetauchten Vorstellungsgruppen empfinden, je mehr wir erkennen, daß sie Objekte sind, die wir nach grammatikalischen und logischen Regeln bearbeiten, mit solchen gemachten Erfahrungen in Beziehung setzen, vergleichen, diesen einordnen u. s. w., um so klarer und deutlicher ist unser Bewußtsein davon. Ja, man wird vielleicht ein Stück weiter gehen und sagen müssen: ein wirkliches, deutliches Bewußtsein hat nur der Mensch; und zwar ist es keine okkulte, metaphysische Qualität, die ihn zu diesem wahrhaft bewußten Wesen macht, sondern eine organische, physiologische: die Sprache oder das Sprachvermögen. Nur durch die Sprache sind wir im Stande, bestimmte Inhalte unseres Seelenlebens von dem Gesamt-



inhalt willkürlich abzugrenzen, zu einem Objekt für uns und Andere zu machen und die logischen Operationen vorzunehmen, die das diskursive Denken ausmachen. In der Sprache — und noch mehr in der Schrift — liegt das Fundament zu einer unabsehbaren Fortbildung des menschlichen Geistes. Nur sie ermöglichen, daß Vorstellungsgruppen von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt, geprüft und je nach Befund verworfen oder anerkannt und zu neuen Gedankengebäuden verwendet werden. Den Schlussworten Haekels: „Der Glaube an die Unsterblichkeit der menschlichen Seele ist ein Dogma, welches mit den sichersten Erfahrungsfähen der modernen Naturwissenschaft in unlösbarem Widerspruche steht“ wird man schwerlich mit haltbaren Gründen entgegneten können. Dagegen dürfte der kosmologische Abschnitt manchem Widerspruch begegnen. Den Mittelpunkt des von Haekel vertretenen Monismus bildet — unter ausdrücklicher Berufung auf Spinoza — der Substanzbegriff oder das Substanzgesetz, das nach seiner chemischen (Ravoisier) und physikalischen Seite (Fr. Moör, Robert Mayer, Delmholz u. f. f.) definiert wird. Es bildet das kosmologische Grundgesetz für die gesammte Natur. Dieses Gesetz sei zunächst für die einfacheren Beziehungen der anorganischen Körper festgestellt worden, dann habe die Physiologie eine allgemeine Geltung auch für die organische Natur nachgewiesen. Sie habe gezeigt, daß alle Lebens-thätigkeit der Organismen ohne Ausnahme eben so wie die einfachsten Vorgänge in der sogenannten leblosen Natur einem bestimmten Kraftwechsel und einem damit verknüpften Stoffwechsel entspringen. „Nicht nur das Wachsthum und die Ernährung der Pflanzen und Thiere, sondern auch die Funktionen ihrer Empfindung und Bewegung, ihrer Sinnes-thätigkeit und ihres Seelenlebens beruhen auf der Verwandlung von Spannkraft in lebendige Kraft und umgekehrt. Dieses höchste Gesetz beherrscht auch diejenigen vollkommensten Leistungen des Nervensystemes, die man beim Menschen und den höheren Thieren als das Geistesleben bezeichnet.“ Haekel spricht geradezu von der Allmacht des Substanzgesetzes und erläutert sie also: „Unsere feste monistische Ueberzeugung, daß das kosmologische Grundgesetz allgemeine Geltung für die gesammte Natur besitzt, nimmt die höchste Bedeutung in Anspruch. Denn dadurch wird nicht nur positiv die prinzipielle Einheit des Kosmos und der kausale Zusammenhang aller uns erkennbaren Erscheinungen bewiesen, sondern es wird dadurch zugleich negativ der höchste intellektuelle Fortschritt erzielt, der definitive Sturz der drei Central-Dogmen der Metaphysik: Gott, Freiheit und Unsterblichkeit. Indem das Substanzgesetz überall mechanische Ursachen in den Erscheinungen nachweist, verknüpft es sich mit dem allgemeinen Kausalgesetz.“

Nun: für Gott und Unsterblichkeit zu kämpfen, mag den Theologen überlassen bleiben; auch für die mit metaphysischen Fiktionen und zum Theil falschen, zum Theil schiefen Begriffen beladene Lehre von der „Freiheit des Willens“ möchte ich, wenigstens unmittelbar, nicht eintreten. Aber durch dieses Substanzgesetz ist eine Thatsache bedroht, die zwar nicht aus der Natur, wohl aber aus der Menschengeschichte abzulesen ist und aus ihr unleugbar hervorgeht: die sittliche Selbstbestimmung. Für sie will und muß ich eintreten, freilich ohne dabei zu vergessen, daß dieser Gegenstand das schwierigste und dunkelste Kapitel der gesammten Philosophie und Ethik ist. Nicht nur Materialisten, wie Diderot, Holbach, Lametrie, Voltaire, Büchner und Andere, sondern auch Idealisten, wie

Leibniz, Kant und Schopenhauer, nicht nur Atheisten, wie Vanini, Hobbes und Spinoza, haben sich in dieser Frage eben so wie Haedel entschieden, sondern sogar tiefgläubige Männer wie Luther und Calvin. Haedel befindet sich also unzweifelhaft in bester Gesellschaft und tritt nicht etwa nur in der Gefolgschaft „ruchloser“ Atheisten und Materialisten auf.

Aus chemisch-physikalischen Ursachen folgt mit der selben Nothwendigkeit die chemisch-mechanische Wirkung wie aus den zu Grunde gelegten Begriffen der logische Schluß und aus der Zahl und Stärke der Motive die sittliche Handlung. Es giebt also einen dreifachen Kausalnexus: einen chemisch-physikalischen, einen logischen und einen Kausalnexus der Motive. Was daraus entsteht, entsteht immer nothwendig, heiße es Wirkung, Schluß oder Handlung. In dieser Nothwendigkeit und in ihr ganz allein liegt das Recht, mechanisch-chemische Wirkung, Schluß und sittliche Handlung begrifflich unter dem gemeinsamen Titel der nothwendigen Wirkungen zusammenzufassen. Weiter aber geht das Recht dieser Verallgemeinerung und Identifizirung nicht. Identifizirt man auch rückwärts mechanische Ursachen, Begriffe und Motive als Ursachen schlechtweg, so wird Alles schief, ja, vollkommen falsch. Denn diese drei Formen des Kausalnexus folgen in Wahrheit verschiedenen Gesetzen: der mechanisch-chemische Nexus mechanisch-chemischen Gesetzen, der begriffliche den Gesetzen der Logik, der Kausalnexus des Handelns den Gesetzen der intellektuellen Motivation. Jede dieser Grundformen muß für sich untersucht und darf nicht mit einer beliebigen anderen verwechselt oder identifizirt werden. Wie falsch es ist, Ursachen, Begriffe und Motive schlechtweg zu identifiziren, läßt sich an folgendem Beispiel anschaulich machen. Tausend Mark in Gold üben, lediglich als physikal-mechanische Masse betrachtet, an allen Punkten der Erde und zu allen Zeiten den selben chemisch-physikalischen Effekt; dagegen als ein vom Intellekt gefeilter Werthmesser betrachtet, als Kauf- oder Tauschmittel, haben sie eine durchaus verschiedenartige Kraft und Wirkung, je nachdem sie in einem Lande mit Gold- oder mit Silber- oder mit Papierwährung als Kaufmittel auftreten. Verschiedenartig, ja von vorn herein unbestimmbar ist auch die Wirkung dieser tausend Mark in Gold, wenn wir sie uns als die Ursache von Handlungen vorstellen. Der Eine wird, um sich in ihren Besitz zu setzen, bereit sein, ihren Besitzer totzuschlagen; der Zweite, ihn zu bestehlen, der Dritte, ihn darum zu betrügen, ein Viertes wird bereit sein, dem Besitzer dafür eine bestimmte Zeit zu dienen. Jeder wird also in einer anderen Art handeln, um die Summe zu erwerben. Daraus geht unwiderleglich hervor, daß das einheitliche Substanzgesetz, so bald es sich um Motive handelt, unwirksam wird. Sittliche und intellektuelle Qualitäten, angeborene und anerzogene Rechtschaffenheit der Bestimmung, Humanität, Unbeugbarkeit des Charakters, Urtheilskraft und streng logische Denkweise lassen sich in keinen mechanisch-mathematischen Kalkül als Faktoren einsetzen, geschweige dadurch erschöpfend berechnen; sie haben über diese Welt des Druckes und des Stoßes eine Welt des Weises und der Sittlichkeit gesetzt, die jene umgestaltet und veredelt, und werden es auch ferner thun.

Im letzten Abschnitte bekämpft Haedel die christliche Theologie und Ethik. Er gehört zu den wenigen Männern, die die Ethik des vermeintlichen Stifters des Christenthumes vorurtheillos würdigen. Sein humaner Sinn und sein durch wissenschaftliche und praktische Menschenkunde geschärftes Auge erkennen klar die schweren

Gebreden, die dieser Ethik anhaften. Und was er über das Prinzip der Feindesliebe, die Selbst-, Leibes-, Natur-, Kultur-, Familien- und Frauenverachtung der christlichen Ethik sagt, verdient die ernsthafteste Beachtung. Aber wenn das Alles sittliche Prinzipien des Christenthumes gewesen sind, dann muß ich das Urtheil, das Haeddel über die katholische Kirche und das Papstthum fällt, zu hart finden. Was haben die Kirchenväter und die großen Päpste gethan? Sie haben mit unbeugsamer logischer Konsequenz alle die Folgerungen gezogen und zur praktischen Anwendung gebracht, die sich aus den sittlichen Grundprinzipien des Stifter's ziehen ließen. Wer die Prinzipien anerkennt, muß nothwendig die Konsequenzen gelten lassen. Ein „Urchristenthum“, das etwas ganz Anderes wollte, als nachher entstanden ist, hat in Wahrheit nie existirt; und auf ein solches können nur Die verfallen, die zwar die Konsequenzen ablehnen, aber nicht den Muth haben, bis auf die Prinzipien zurückzugehen. Von solcher Schwäche ist Haeddel jedenfalls frei. Was soll also die Berufung auf ein Urchristenthum? Das „Kerases l'infame!“ ist heute gänzlich veraltet, ja, sogar schädlich. Was wir brauchen, sind Erkenntnisse, ein Einblick in den Ursprung und in den Entwicklungsgang der religiösen Systeme. Zutreffend sagt Ludwig Pfau: „Die Kirche erliegt überhaupt nicht dem Angriff, sondern dem Abzug der Forscher; sie verfällt, weil sie abseits der Kulturstraße steht und von den Baumeistern der Nation längst nicht mehr renovirt wird. Die religiöse Begeisterung ist erloschen, das überausliche Ideal ist erbleicht, auch im Herzen der Gläubigen.“

Wenn nun durch die Entwicklung der naturwissenschaftlichen Erkenntniß und durch die religionpsychologische Analyse die religiöse Weltanschauung und ihre Systeme beseitigt werden: was bleibt dann für die Erbauung des menschlichen Geistes und für die Erhebung zur sittlichen Lebensführung noch übrig? Haeddel antwortet: die Ideale der Wahrheit, der Tugend und der Schönheit. „Die Göttin der Wahrheit“, sagt er, „wohnt im Tempel der Natur, im grünen Walde, auf dem blauen Meere, auf den schneebedeckten Gebirgshöhen; aber nicht in den dumpfen Hallen der Klöster, in den engen Kerkern der Konvikt-Schulen und nicht in den weihrauchduftenden christlichen Kirchen. Die Wege, auf denen wir uns dieser herrlichen Göttin der Wahrheit und Erkenntniß nähern, sind die liebevolle Erforschung der Natur und ihrer Gesetze, die Beobachtung der unendlich großen Sternenwelt mittels des Teleskops, der unendlich kleinen Zellenwelt mittels des Mikroskops; aber nicht sinnlose Andacht-Uebungen und gedankenlose Gebete, nicht die Opfergaben des Ablasses und der Peterspfennige. Die kostbaren Gaben, mit denen uns die Göttin der Wahrheit beschenkt, sind die herrlichen Früchte vom Baum der Erkenntniß und der unschätzbare Gewinn einer klaren, einheitlichen Weltanschauung, — aber nicht der Glaube an übernatürliche Wunder und das Wahngewölbe eines ewigen Lebens.“ Aber wo kommt denn diese Vernunft auf einmal her? Hat sie Sitz und Stimme in diesem monistischen System? Kann sie vor dem Substanzgesetz bestehen? Wodurch unterscheiden sich die Ideale der neuen Weltanschauung von denen der alten und was beweist uns, daß sie nicht gleichfalls auf Einbildung beruhen? Denn sollen diese Ideale als oberste, bestimmende Lebensmächte unseres intellektuellen und sittlichen Verhaltens eingesetzt werden, so müssen sie auch in dem allgemeinen Wesen des Menschen und in seinem Verhalten zur Natur begründet und daraus ableitbar sein, mindestens müssen sie zum

Haupt- und Grundgesetz dieses Monismus in einer widerspruchlosen Beziehung stehen. Hier bleibt uns Haedel jede Aufklärung schuldig.

Mikroskope und Teleskope sind ohne Zweifel höchst kostbare Instrumente und sie geben wichtige Aufschlüsse. Aber Alles sieht man darin doch nicht und in Bezug auf die eben aufgeworfenen Fragen verweigern sie jeden Aufschluß. Philosophie, vor Allem Erkenntnistheorie und Ethik, haben auch noch Sitz und Stimme: sie allein können diese Fragen beantworten. Wenn also der Geist der Gründlichkeit, dessen wir Deutsche uns so gern rühmen, nicht gänzlich erstorben ist, so müssen wir wohl oder übel den Faden der erkenntnistheoretischen und ethischen Untersuchungen da wieder aufnehmen, wo Kant ihn fallen ließ. Er hat zuerst die ganze Schwere der Probleme empfunden und die Lösung mit größtem Scharfsinn versucht. Wenn sie ihm nicht gelang, so kam es daher, daß er mit der Vernunft begann, wodurch die Anschauung, die doch der Grund aller Erkenntniß ist, leer ausging, zum unlösbaren Räthsel wurde, statt mit der Anschauung zu beginnen und mit der Vernunft zu schließen.

München.

Albrecht Nau.



## Julian und Celia.

**I**n dem dichten Wald wohnte Celia mit der Alte. Sie hatten ein ganz kleines Häuschen, in welchem eine Küche war mit einem sehr großen schwarzen Rauchfang, und dann zwei ganz kleine Kämmerchen, in deren Fenster wilde Rosen hineinrankten. Wilde Rosen rankten auch über den Zaun, der den Garten umgab. An der Seite plätscherte ein Bächlein über runde Steine. Am Morgen, am Mittag und am Abend ringelte sich lustig der hellblaue Rauch aus dem Schornstein in die klare Luft über ihnen, die ringsum begrenzt war durch die unbewegten Buchenwipfel.

Celia saß im Schatten vor der Hausthür, deren obere Hälfte geöffnet war und in die dämmerige Küche hineinsehen ließ. Sie hielt in der einen Hand den Rocken und mit der anderen ließ sie die Spindel lustig tanzen. Ein Huhn hatte sich im Sand halb vergraben, wo ein Streifen Sonne hinfiel; es streckte ein Bein von sich und blinzelte dumm mit den Augen. Unter dem vorspringenden Dach hingen allerhand Kräuterbüchel zum Trocknen. Ganz weit aus dem stillen Wald her läutete die Glocke der weibenden Kuh.

Celia wußte, daß Dormröschchen sich an einer Spindel gestochen hatte und mit dem ganzen Hof in Schlaf verfallen war und daß dann die Rosen um das Schloß herumgewachsen waren. Sie stellte sich vor, wie es wäre, wenn sie und die Alte in Schlaf fielen und die Kuh, welche wiederkäuend balägte, ihre Augen-

liber zufallen ließe, und die Hühner und der Hahn und ihr Zeisig im Bauer, der immer ‚Diddel-diddel-diddel-dätsch‘ sang; denn mehr konnte er nicht. Dann würden die wilden Rosen immer weiter ranken und im Herbst süßen Hagebutten an ihnen, bis sie über das Strohdach mit seinen dicken Moosklunkern gewachsen waren und über den Schornstein. Im Schornstein hingen vier Speckseiten; aber weil die Mäuse auch schliefen, so konnten sie nicht an die Speckseiten gehen. Sie läge dann auf ihrem weiß bezogenen Bettchen, das nach Salbei duftete, und dann käme der Königssohn herein. Wie mußte Der aussehen? Erstens mußte er eine silberne Rüstung haben und gelbe Haare und blaue Augen und sein Schwert mußte heißen . . . Verchzenauber mußte es heißen. Und dann mußte er eine Weige haben; und vor ihrem Bett sing er an zu geigen und da wachte sie auf, und der Zeisig, und die Kuh, und die Alte: ihm aber fielen beim Weigen die gelben Vocken übers Gesicht. Dann sprang sie von ihrem Bettchen auf: denn sie war ja ganz angezogen; und der Königssohn hob sie hinter sich auf sein weißes Röcklein, das hieß . . . Schwalbenflug hieß es. Und wenn er vor seinem Schloß ankam, da trat seine Mutter heraus, mit einem großen Bund Schlüssel am Gurt, und rief: „Ei, was hast Du Dir für eine liebe Braut mitgebracht! Nun wollen wir aber gleich Hochzeit machen.“ Und dann wurde acht Tage lang gefotten und gebacken und gebraten und geschmort und dann wurde Hochzeit gemacht: und sie war die Frau des Königssohnes und trug das große Bund am Gurt. Dann bekam sie auch ein Kind . . . ja, das sollte heißen: Liebestrost. Das hatte von ihm die gelben Vocken und von ihr die dunklen Augen und war so wunderschön, daß alle Leute stehen blieben, wenn es vorbeiging. Sie hatte es aber auch lieb! Jeden Abend badete sie es und keine fremde Hand durfte es berühren. Ach, wie Das sein mußte, wenn sie es so in der Badewanne hatte und es zappelte mit den Beinchen und Armechen und krächte vor Vergnügen! Und dann wurde es abgerubbelt mit einem großen Tuch, da sah nur noch das Köpfschen heraus. Und dann schlief es so fromm und hatte die Hände gefaltet; denn sowie es nur sprechen konnte, da betete es auch schon, weil es der liebe Gott so lieb hatte. Ach, und Kleidchen hatte es! Nein, da war ein ganzer großer Schrank voll: Mit Silber gestickt und mit Gold gestickt und mit Pelz besetzt und mit Sammet besetzt; und so viel Wäsche! Zweimal den Tag zog sie ihm ein frisches Hemdchen an. Ja, armer Leute Kinder haben Das nicht!

Das Wässerlein plätscherte und das Hühnchen kakelte leise im Halbschlaf. Die Buchen standen ruhig mit ihren weißen Stämmen, bis ganz tief in den Wald hinein. Ameisen liefen kreuz und quer; wenn sie sich begogneten, besülhten sie einander mit den Hörnern; sie trugen emsig allerhand Dinge oder wußelten eifertig herum, als wenn sie wichtige Bestellungen zu machen hätten; zuweilen halfen sie sich beim Schleppen und zerrten dann ihre Last hin und her; sie schleppten, was ihnen gerade einfiel und wohin es ihnen gerade gut schien, bergauf und bergab; und zuletzt ließen sie es liegen.

Sie war ganz bestimmt nicht die Tochter der Alten, obwohl sie immer Mutter zu ihr sagen mußte. War Das ein Scheusal! Und gewiß war sie auch eine Hege. Celia hatte sich immer schon vorgenommen, des Abends aufzupassen, wenn die Alte durch den Schornstein ausfahren würde; denn Das glaubte sie ganz bestimmt, daß sie Das that: er war schon ganz glänzend geworden inwendig.

Aber sie schlief immer über dem Warten ein, und wenn sie aufwachte, dann schien schon die Sonne auf ihr Bettchen und die Vögel sangen und die Alte stand keifend vor ihr und schalt sie eine Langschläferin.

Wer konnte wissen, woher sie stammte? War es denn nicht schon vorgekommen, daß so eine Alte ein Kind geraubt hatte mit seinem Badezuber? Und wie das Mädchen groß ist, kommt einmal ein Ritter vorbei, der kehrt bei ihnen ein und dem soll das Mädchen die Füße waschen. Da erkennt der Ritter das Wappen auf dem Badezuber und merkt, daß das Mädchen sein gestohlenes Schwesterchen ist. Und wenn sie nun auch so einen Bruder hätte, der sie holte, und eine Mutter und einen Vater!

Die Spindel war doch manchmal, als wenn sie lebendig wäre! Manchmal hatte sie gar keine Lust und dann war sie wieder so fleißig! Ob Das wohl Alles für ihre Aussteuer bestimmt war, was sie jetzt spinn? Aber was sollte sie wohl hier für einen Mann kriegen . . . Einen Köhler? Sechs Tage ist er schwarz und den siebenten ist er ungewaschen. Am Sonntag rasirt er sich und in der Woche wachsen ihm die Stoppeln. Dann sollte sie wohl jeden Tag Köhlersuppe kochen und dem Köhler seine Kinder warten? Nein, dafür dankte sie denn doch!

Eine runde Wiese war im Wald, da wuchs Frauenschuh und Mannskraut und unter den Baumstumpfen wohnte das kleine Volk mit seinen Schätzen. Wenn sie da einmal Einem vom kleinen Volk begegnete und der gab ihr dann Etwas von seinem Gold! Dafür kaufte sie sich drei Kleider, eins wie die Sonne, eins wie der Mond und eins wie die Sterne. Mit denen ging sie dann weg: dann würde sie schon einen Königssohn kriegen. Nicht wahr, wenn man so groben Nessel und Werp anhat: wer soll Einen denn da wohl nehmen?

Und als die Alte mit ihren Kräutern nach Hause kam, da hatte sie natürlich wieder zu keifen, daß Celia nicht genug gesponnen hatte. Und doch hatte sie immer auf einem Fleck gefessen! Aber diesmal hatte die Alte noch etwas Anderes vor. Sie schickte Celia in ihr Kämmerchen, damit sie ihren besten Staat anziehen sollte. Celia dachte sich wohl schon, weshalb; aber sie sagte nichts und that, als ob sie von nichts wüßte.

Der Ritter Julian von Montabel wohnte in einem Schloß, das sich ganz spitz auf einem steilen Felsen erhob. Weithin nach drei Seiten dehnte sich eine Hochebene, die von ärmlicher Heide bedeckt war. Am Fuß der steilen Bergwand zog der Strom und erstreckte sich ein lachendes Gefilde. Hier saßen reiche Bauern, die von oben ganz klein ansahen. Tiefgehende Wolken streiften die Spitze des Burgturmes und über das Land unten gingen oft die Schatten der Wolken. Auf seinem hellbraunen Pferd streifte der Ritter Julian oft durch die öden Ländereien, wo nur zuweilen ein Riebig ihn schreiend umkatterte. Er dachte an ein sonniges Land mit heller Luft, wo die Häuser weiß leuchteten. Hier, wo er war, blühte die violette Heide und gelber Ginster glänzte; es waren Rachen braunen Wassers und verkrüppelte Tannen und zuweilen schwankte der Boden unter dem Huf des Pferdes. So weit er blicken konnte, war kein Mensch zu sehen; er war allein auf seinem Pferd.

An eine Jungfrau dachte er; die mußte dunkles Haar haben und dunkle

Augen. Mitten im Wald mußte er sie treffen; und sie mußte ihn ansehen. In einem langen Gang schritt er neben ihr, wo zu beiden Seiten Rosen blühten; und indem sie ging, sah die Spitze ihres Fußes unter ihrem Gewand hervor. Schweigend gingen sie und sie hatte den Kopf gesenkt; er aber fühlte im Gesicht, daß die gleiche Luft vor ihnen war und zwischen ihnen. Er hätte nur immer so neben ihr gehen mögen, wenn er gedurft hätte.

Aber er hatte Furcht vor ihr, daß sie ihn für aufdringlich halten würde und daß er ihr dadurch überhaupt widerwärtig werden konnte. Vielleicht, wenn er mit ihr hätte sprechen können; aber er wußte nicht, was er hätte sagen sollen. Und es war ja auch am Schlimmsten, so still zwischen den blühenden Rosen neben ihr zu gehen. Es war einmal ein fahrender Sänger auf dem Schloß gewesen, der viele Liebeslieder mitgetheilt hatte. Er hatte sich in der Seele des Fremden geschämt, von solchen Dingen zu sprechen. Aber was er selbst fühlte, Das war ja doch etwas ganz Anderes als Liebe; und trotzdem war es ihm schwer zu Sinne, wenn er dachte, daß das Mädchen Etwas davon merken sollte, daß er sie gern hätte; und er würde sich dann absichtlich zu Anderen gehalten haben.

Ueberhaupt war ihm so, als sei er verliebt, während er doch an gar kein Mädchen dachte. Traurig war er, daß er hätte weinen mögen; aber die Traurigkeit sah nicht tief und es war ihm auch nicht Ernst mit ihr. Und dann fiel ihm ein, daß er noch so jung war und daß er jezt gerade die aller schönsten Zeit des Lebens vor sich hatte. Wenn er nur nicht so schüchtern gewesen wäre, dann hätte er schon allerhand verliebte Abenteuer haben können. Das wußte er wohl; die Jose seiner Mutter hatte ihn doch ganz ersichtlich aufgemuntert; aber dann hatte er immer wieder gedacht, er deute solche Zeichen falsch; und er hatte sich auch geschämt. Ja, wenn er einmal eine Jungfrau fand, die so ganz hoch stand, wie eben nur die Frauen stehen können, und die von solchen Dingen gar nichts wußte und zu der er nur immer aussah wie zu der Jungfrau Maria: da war es doch gut, wenn er sich reingehalten hätte von allen Leichtfertigkeiten; es war schon schlimm, daß er an solche Dinge dachte wie die ver liebten Augen der Jose. Ueberhaupt war die ja älter als er.

Aber indem kam ihm die Erinnerung, wie er die Jose einmal auf der Treppe getroffen hatte, als sie sich das Strumpfband festzog. Sie hatte, als sie ihn bemerkte, schnell den Rock über das Bein geschlagen und sich aufgerichtet; aber ihm war doch das Bein in der Erinnerung geblieben . . . und der Busen, den er von oben gesehen hatte, und der Nacken mit den krausen Härchen und dem Streifen, wo die Haut weißer wurde unter dem Braungebrannten. Ein eigenes Gefühl überkam ihn, wie von Schwindel, und als ob er Ohrensausen habe und das Herz ihm stehen bliebe. Er ärgerte und schämte sich solcher Erinnerungen.

Was sollte die Dame, die er einmal verehren würde, denken, wenn sie von solchen Gefühlen bei ihm wußte! Das was doch eine tödliche Kränkung für sie!

Wie häßlich Das überhaupt war, daß wir mit so gemeinen Trieben ausgestattet sind. Und die meisten Menschen geben ihnen doch nach! Oder man muß ins Kloster gehen. Wenn er an solche Dinge dachte, graute ihm vor dem Leben. Wenn er seinen Vater ansah, dann dachte er, daß der gute alte Mann auch einmal jung gewesen und wahrscheinlich hinter den Dienerrinnen hergegangen war. Und dann dachte er, daß seine Mutter ihn geboren hatte und alles Das hatte durch-

machen müssen mit seinem Vater. Zuweilen war es ihm, als wenn alle Menschen nur Tapeten seien, hinter denen etwas ganz Furchtbares und Entsetzliches verwehe.

Er mußte wohl in die Welt hinaus, unter Menschen. Aber wenn er einmal zwischen Leute kam, so sah er stumm zwischen ihnen und war zwar höflich und freundlich gegen sie, aber sie waren ihm gleichgiltig und er wußte nicht, was er mit ihnen anfangen sollte. Sie fragten und er antwortete, aber das Alles kam ihm ganz fremd vor und er konnte sich gar nicht denken, daß er davon Etwas lernen sollte. Er wußte auch, daß sie ihn auslachen würden, wenn sie wüßten, was er bei sich dachte.

Als er sich der Hütte näherte, wo Celia mit der Alte wohnte, hatte Celia ihren besten Putz angethan und sah vor dem dämmernden Hauseingang und spann. Große goldene Ringe trug sie in den Ohren und einen Kamm im Haar, in dem Steine funkelten. Ihr rothes Zäckchen war mit Gold gestickt und ihr tiefblauer Kleiderrock trug einen fingerbreiten Goldstreifen. Der Ritter kam aus dem Wald mit seinem hellen Antlitz und hielt betroffen sein Pferd an.

Celia erhob sich und ging ihm entgegen. Er sprang von seinem Köhlein, und als er sie nun so nahe erblickte, mit dem zaghaften Gehaben, ward ihm so weh ums Herz, daß er ohnmächtig hinsank. Celia beugte sich über ihn und ihre Thränen flossen ihm ins Gesicht. Die Alte richtete ihn auf und gab ihm Etwas zu riechen, daß er wieder zu sich kam. Dann nahm ihn Celia an der Hand und setzte sich mit ihm auf die Bank unter dem Rosenbusch, während die Alte das Pferdchen besorgte. Sie wußten nicht, was sie einander sagen sollten, und deshalb schwiegen sie lange. Dann brachte die Alte Milch und Brot heraus und sie aßen zusammen. Als er sich aufs Roß schwang, grüßte er Celia und die Alte; und dann ritt er fort.

Fort ritt er durch den gemölbteten Buchenwald und durch die von Bienen übersummte Heide. Er dachte an Celia mit Angst. Er wußte nicht, was er fürchtete, aber seine Angst um sie war groß; und als er nach Hause kam, wunderten sich die Leute über sein verfürtes Gesicht.

Am anderen Tag kam er wieder zu dem Hüttchen, wo die Alte drinnen wirthschaftete und Celia vor dem Eingang in ihrem rothen Zäckchen sah und den Koden hielt und die Kunkel tanzte lieh. Aber als er zum zweiten Male neben ihr auf dem Bänkchen Platz nahm und sie einem bunten Schmetterlingspärchen zusah, das sich griff und im Sonnenschein übertaumelte, da fühlte sie eine sonderbare Bekommenheit in sich. Sie hatte ihm die Hand nicht wieder gegeben seit jenem ersten Mal, wo sie ihn zu ihrem Häuschen führte, und sie saßen wieder stumm neben einander. Es war ihr, als müßte sie immer weiter von ihm wegrücken. So saßen sie; und nach einer Stunde seufzte er tief auf, bestieg sein Pferd und ritt wieder fort. Und als er ritt, war seine Angst noch größer als das erste Mal. So ging es viele Tage hinter einander. Sie wurde immer scheuer und furchtamer und er ängstigte sich immer mehr um sie.

Als aber seine Leute merkten, wie er von Tag zu Tag verfiel und blasser und magerer wurde, gingen sie ihm nach und entdeckten sein Geheimniß. Sie fanden die Weiden, wie sie saßen und in den spielenden Schatten vor sich hin-



täumten und wie er dann laut aufseufzte, sie mit liebevollem Blick ansah, ihr und der Alten grüßend zuwinkte und fortritt. Da glaubten sie, daß ihn das Mädchen besetzt habe und ihm heimlich die Seele aussauge, während er bei ihr sitze.

Sie wollten ihm nicht wehthun und deshalb versuchten sie zuerst, ihm zu helfen, ohne daß er es merkte. Sie führten ihm lustige Gesellschaft zu und suchten ihn durch Musik und Lieder zu zerstreuen; dann gaben sie ihm geweihte Tränklein ein, die den Zauber brechen sollten; aber er blieb traurig und wiederholte Tag für Tag den Mitt, von dem er immer trübsünniger zurückkam.

Zuletzt wurde er so schwach, daß er auch das Pferd nicht mehr besteigen konnte. Er lag auf seinem Bett und sah zu, wie die Sonnenstäubchen im Zimmer tanzten, oder er ließ sich in das kleine schmale Gärtchen hinter der gezackten Mauer hinaustragen und sah in den hohen Himmel, der doch auch über Celia sei.

Als ihn sein Vater so stief liegen sah, übermannte ihn der Zorn gegen das Mädchen, das, wie er meinte, diese Krankheit verschuldet hatte, und er schickte Leute aus, die sie aufgreifen sollten. Die fanden sie allein in dem Häuschen; denn die Alte war seit ein paar Tagen verschwunden.

Auf der Burg beschworen sie der alte Ritter und der Kaplan, die Verzauberung Julians aufzuheben. Aber sie weinte nur und erklärte standhaft, daß sie keine Schuld habe. Der Ritter Julian stellte nun seinem Vater vor, wie sehr er das Mädchen liebe, und flehte ihn an, sie nicht zu kränken. Endlich erweichte er das Herz des alten Mannes, der nicht wollte, daß sein einziger Sohn vor seinen Augen dahinstürbe. Er ging in das Thürmstäbchen, wo Celia gefangen saß, und trug ihr die Hand seines Sohnes an, indem er ihr schilderte, in welcher verzweifelter Verfassung er sei.

Celia stürzten die Thränen aus den Augen, als sie Das anhörte. Aber wenn sie sich dachte, daß sie des Julian Weib werden solle und daß sie mit ihm zum Altar treten müsse und daß Alle wüßten, daß sie seine Braut sei, dann schämte sie sich so, daß sie nicht „Ja“ sagen konnte. Sie schüttelte nur wehmüthig den Kopf. Der alte Herr aber ging erzürnt von ihr und erzählte seinem Sohne, wie schlecht die Werbung abgelaufen war. Dieser erwiderte, daß er sich keinen anderen Ausgang gedacht habe; denn er sei viel zu schlecht für sie.

Und endlich konnte er den Zorn seines Vaters nicht mehr aufhalten. Auf dem Hof wurde ein Scheiterhaufen gebaut, auf dem Celia als eine Heze verbrannt werden sollte. Bevor sie zum Tode geführt wurde, brachte man sie noch vor das Bett des sterbenden Julian, der sie weinend begrüßte. Er machte sich Vorwürfe, daß er durch seine thörichte Leidenschaft ihr Unglück verschuldet habe und nun durch seine Schwäche gehindert sei, ihr beizustehen; denn er konnte sich nicht mehr von seinem Bett erheben. Sie aber tröstete ihn und sagte, die Alte habe ihr erzählt, daß der Tod auf dem Scheiterhaufen ganz leicht sei, weil man sofort durch den Rauch bewußtlos werde und ersticke. Dann bat er sie, bevor sie scheiden mußten, noch um eine einzige Günst. Sie hatte ihm nur einmal ihre Hand gereicht, als sie sich zuerst gesehen hatten: nun solle sie ihm die Hand noch einmal geben, wo sie für ewig von einander Abschied nehmen müßten. Da reichte sie ihm ihre mit Ketten beschwerte Hand, während sie im Gesicht und den ganzen Hals hinab roth wurde; und er drückte einen Kuß auf die Hand.



## Selbstanzeigen.

**Unser Kaiser und die Schulreform.** Nachgelassene Schriften vom Hofrath Professor Dr. W. Preyer. Dresden, Bleyl & Kaemmerer. 1900.

Es ist mir eine große Freude, die nachgelassenen Schriften Preyers herausgeben zu können. Der Verfasser hat mir überlassen, darüber zu entscheiden, wann der rechte Augenblick der Veröffentlichung gekommen sei. Ich glaube jetzt, in dem Augenblick, da von allen Seiten die Beweise gebracht worden sind, daß die Schulreform von 1890 und ihre gesetzgeberische Wirkung in keiner Weise die Hoffnungen des deutschen Volkes erfüllt habe, jetzt ist der Zeitpunkt da. Deutschland jubelte, als der Kaiser die Initiative zur Umgestaltung des erstarrten Schulwesens ergriff. Der Kaiser gab in seiner ersten Rede vom vierten Dezember 1890 die entscheidende Anregung für den Gang der Verhandlungen; leider wohnte er der Schuldebatte nicht bei, die sich in breitem Doktrinarismus erschöpfte. Nur Hofprediger Frommel und Dr. Göring sprachen klar, konsequent und warm im Sinne der kaiserlichen Botschaft. Zwischen dem Kaiser und den Philologen vermittelten Graf Douglas, Geheimrath Schiller und Geheimrath Graf; sie gebrauchten oft Wendungen, die nicht kalt und nicht warm waren. Dr. Gäßfeld tänzelte den humanistischen Philologen mit gefälligen Worten Etwas vor, das den Schein hygienischer Reformprinzipien hatte. Hohl klang das Pathos des Herrn Schottmüller, der über Nacht aus einem Historiker der kaiserliche Berichterstatter über die ihm ganz unbekanntes Schulreform geworden war. Ermuthigt durch den Zuruf des Geheimraths Stauder, erhoben die Altphilologen ihr Siegesgeschrei zu Gunsten der griechisch-römischen Bildung und zuletzt donnerte dann der Kaiser wieder in diese bunte Gesellschaft hinein. Doch der Kaiser lehnte die Unterstützung von Schulreformplänen ab, die ihm in letzter Stunde als utopisch verächtlich worden waren. Und so blieb Alles beim Alten. Es ist nicht zu begreifen, warum man den hochverdienten Physiologen und Begründer der Kinderpsychologie Wilhelm Preyer nicht in die Dezemberkonferenz gewählt hatte. Seine nachgelassene Schrift umfaßt vier Arbeiten. Die erste weist den Zusammenhang der kaiserlichen Schulreformbestrebungen mit dem Programm der neuen deutschen Schule vom Dr. H. Göring nach. Preyer geht dabei auch auf einen Brief ein, den der Kaiser als Prinz Wilhelm am zweiten April 1885 an den Amtsrichter Hartwich in Düsseldorf geschrieben hat. Es ist interessant, zu sehen, wie klar der Kaiser schon als Prinz die Grundlinien einer durchgreifenden Schulreform zeichnete. Görings Programm, das zum ersten Male den Versuch macht, vom Standpunkt der modernen deutschen Gesamtkultur aus das Schulwesen umzugestalten, fällt in das Jahr 1882. Der Brief des Prinzen Wilhelm scheint erst kurz vor Preyers Tod in dessen Hände gekommen zu sein und wird in dieser Schrift zum ersten Male veröffentlicht. Wie ernst es dem sonst nur in stiller Gelehrtenarbeit und wissenschaftlicher Forschung thätigen, stets der Politik und Agitation sich fernhaltenden Forscher mit der Verwirklichung seines Reformgedankens war, sieht man aus der seiner Schrift vorangestellten Widmung: „Einem thätigkeitsvollen Nachfolger Seiner Excellenz des Herrn Ministers von Goltz“. Der zweite Theil der Schrift ist ein Aufruf Preyers an das deutsche Volk, alle

Kräfte zur Verwirklichung des Schulprogrammes Görings zu vereinigen. Unterzeichnet ist der Aufruf von dem Fürsten Georg zu Solms-Braunsfels, dem Herzog von Ratibor und von Helmholz. Das Unternehmen dieser vier Männer ist ein Vermächtniß, das vielleicht doch noch als lebensvolle That Segen stiftet. Der dritte Theil ist ein Vortrag, in dem Preyer nachweist, wie die Kultur unseres Zeitalters mit ihrer Naturwissenschaft und allen Bestrebungen zur Veredelung des Lebens auf die Gründung einer neuen deutschen Schule hindrängt. Den Schluß der Schrift bildet ein Vortrag über die Zukunft der Schulen, in dem Preyer die Erwartung ausspricht, daß man in Zukunft die Ausgestaltung des bisher vernachlässigten Schulwesens mit ganz anderen Mitteln und mit Summen betreiben wird, die man heute höchstens für Repräsentation aufwendet. Den <sup>10</sup>Plan der neuen deutschen Schule theilt Preyer im Auszuge, aber in den entscheidenden Hauptpunkten mit den eigenen Worten Görings mit.

Wiesbaden.

Dr. W. Preyer.



**Der Aufbau der menschlichen Seele.** Eine psychologische Skizze. Verlag von Wilhelm Engelmann, Leipzig.

In meinem Buche betone ich vor Allem das Gesetz der Erhaltung der Materie und der Erhaltung der Kraft und die Einheit Beider, wie sie als Ergebnis der exakten Forschungen unseres scheidenden Jahrhunderts festgestellt ist. Ich bezeichne der Klarheit und Kürze halber alles Vorhandene als „Kraftstoff,“ stelle mich also auf den monistischen Standpunkt. Das Wesen dieses Kraftstoffs ist dessen ständige Bewegung, die sich empirisch in einer stets zum Vollkommeneren fortschreitenden Formenbildung äußert. So sind aus den unorganischen die organischen Formen hervorgegangen, die sich zuerst nur als vegetative Umgestaltungen äußern, in der aufsteigenden Thierreihe aber Gebilde hervortreten lassen, die zur Aufnahme und Umformung der den Körper treffenden Bewegungen dienen. Diese Gebilde stellen sich als Reflexbögen dar und alle Nerven und Ganglien sind Theile solcher Bögen. Während die Nerven leitende Organe sind, schaffen die Ganglien durch verschiedenartige spezifische Energien komplizierte Arbeit. Am Auffallendsten tritt diese in den Ganglien der Hirnrinde hervor, durch deren Thätigkeit die schon in den Sinnesorganen umgeformten äußeren Bewegungen sich in verschiedenen Stationen zu Vorstellungen und Gefühlen umbilden, um zuletzt am Ende des Reflexbogens als Wille in die Erscheinung zu treten. Nicht an der fertigen Seele, sondern nur beim Kinde kann ein solcher Vorgang studirt werden.

Straßburg i. E.

Sanitätstath Dr. Hermann Kroeß.



**Merlin.** Georg Heinrich Meyer, Berlin, 1900.

Merlin, der vom Satan gezeugte Sohn eines Menschenweibes, weigert sich, dem Vater die Welt zu erobern, sieht aber all sein Ringen nach Selbstständigkeit durch Satans Macht in nichts zerrinnen. Nach mißglückten Versuchen, die ersehnten Güter der Erdenmacht zu gewinnen, will er sich der Hölle dadurch als entschlossenen Gegner zeigen, daß er die Artusritter zum Graf geleitet, also das gottgefälligste aller Werke zu vollführen trachtet. Doch dazu ist er nicht erwählt;

so mißlingt der Zug und Werkin wird, in seiner Einsamkeit fast verzweifeln, durch Himmel und Hölle geschleppt und findet überall Fluch und Verneinung, nirgends den ersehnten Frieden. Aber aus der vermeintlich ewigen Qual erlöst ihn das Wort der sterblichen Mutter und seine Sehnsucht nach Schaffen und Handeln erfüllt Stovane, die Verkörperung des Seins, der ewigen Materie, des unendlichen Schaffenstriebes, die ihn in ihre Arme schließt. In ihr wird das ersehnte Ideal, das in Werkin immer nach der Erde und ihrem lebendigen Sein schrie, lebendig.

Schloß Beleslavin.

Friedrich Werner von Oesteren.



**Der Weg nach Altötting. — Die Frauen in der sozialen Bewegung.**  
Verlag von Franz Kirchheim, Mainz.

Nach dreijährigem unfreiwilligen Schweigen ist es mir gelungen, mit diesen beiden Büchern wieder mit meinen früheren und neuen Lesern anzuknüpfen. Beide Bücher sind fast vollständig im Laufe des letzten Jahres geschrieben; zwei Jahre habe ich überhaupt fast nichts geschrieben, da ich ja doch nicht die Möglichkeit hatte, es zu veröffentlichen. Was ich hier vorlege, ist nicht „Literatur“, es sind auch nicht Theorien oder Probleme: es sind Erlebnisse. Die drei letzten Jahre waren so reich daran, daß sich ein kleiner Theil davon in diesen zwei kleinen Büchern zum Ausdruck gebracht hat. Ich kam aus einer Welt, die ich bis zum Ueberdruß kannte, in eine andere Welt, die kennen zu lernen eben so lehrreich wie interessant war. Und in dieser neuen Welt, die doch die tiefere Voraussetzung der früheren gewesen war, fielen ganz neue Schlaglichter zurück auf die verlassene. Zunächst fiel eine ganz neue Beleuchtung auf die „geistige Freiheit“, dann auf die „Würde des Weibes“, auf ihre „rechtliche Stellung in der Gesellschaft“, auf die „Pflege des weiblichen Gefühllebens“, auf das gute Verhältnis von Eltern und Kindern und auf viele andere Dinge, in deren Hochhaltung sich der Germane auszeichnet. Einiges davon ist in den fünf Novellen: „Burgamädi“, „Auf der anderen Seite“, „Der Weg nach Altötting“, „Im Bann“ und „Schwesternliebe“ zum Ausdruck gebracht. Neue Eindrücke und ein erweiterter Horizont geben Gleichgewicht und ein vergnügtes Herz; und diese beiden Eigenschaften sind ja heutzutage, um mit Falstaff zu reden, nicht „so billig wie Brombeeren“. Das Buch „Die Frauen in der sozialen Bewegung“ enthält auch etwas Geschichte; nicht gerade solche, wie man sie bei den approbirten Historiographen nachlesen kann — dazu verweise ich auf die Bücher aus den Verlagen Odenbourg, Duncker & Humblot u. s. w. —, aber solche Geschichte, wie sie aus den Zusammenhängen des Lebens Dem, der nicht blind geboren ist, sich beim Umschauen und Rückschauen ganz unaufbringlich, aber recht prägnant darbietet. Die meisten, selbst hervorragende Frauen haben zu wenig historischen Sinn und da geht es ihnen — wie nicht den Frauen allein — nach dem alten Satz

„Zuvor gethan, nachher bedacht,  
Hat Manchem schon groß Leid gebracht.“

München.

Laura Parholm.



## In der Stille.

**I**n den Tagen der Börsestrübsal erst zeigt es sich, wie mancher hitzige Par-  
 forcestürmer sich festgeritten hat. Das Unglück geschah schon in der Zeit  
 der üppigsten Industrieentwicklung; erst jetzt aber wird seine ganze Schwere  
 erkannt. Die Umwandlung von Privatbetrieben in Aktiengesellschaften bot ein  
 bequemes Mittel, um steife Unternehmungen scheinbar wieder flott zu machen.  
 Jetzt versagen die früher so willfährigen Hände. Das ist der ganze Unterschied.  
 Heute stellen sich freilich auch nicht mehr für neue Aktien die Zeichner ein, die  
 alle Werthe ohne Rücksicht auf deren innere und dauernde Bedeutung begehrten.  
 Und wenn sich noch muthige Banken oder Bankiers finden, die bereit wären,  
 für frisch geschaffene Papiere einen Markt zu suchen, so versagt heute doch das  
 Podium ruhmrediger Prospektverheißungen. Das Reichsgericht ist nämlich  
 wacker auf dem Posten, um die Fälle zu ahnden, in denen leere Versprechungen  
 zum Kaufen reizten. Das ist ganz angemessen in einer Zeit, wo der alte Spruch:  
 „Wer die Augen nicht aufthut, thut den Beutel auf“ in Vergessenheit gerathen  
 scheint und Gesetzgebung wie Rechtsprechung förmlich in dem Bestreben weilt,  
 den Schuttpengel der Kinder zu spielen, die sich thörichter Weise aufs Blatt-  
 eis begeben haben. Alle, die je einen trügerischen Prospekt veröffentlichten,  
 müssen vor der Stunde zittern, wo sie gerichtlich verpflichtet werden, ihre eigenen  
 Werthe zum Ausgabekurs zurückzunehmen. Das würde für die meisten Industrie-  
 gesellschaften, die im Laufe der letzten zwei bis drei Jahre ihre Aktien auf den  
 Markt gebracht haben, eine Einbuße von fünfzig bis hundert Prozent bedeuten.  
 Erführe die große Masse der Aktionäre nur, welches weitgehende Recht ihnen die  
 Rechtsprechung des Reichsgerichtes einräumt, so würden sie einen förmlichen Run auf  
 die Emissionshäuser eröffnen, um ihr schönes Geld zurückzuerlangen. Der hohe Ge-  
 richtshof weiß freilich offenbar nicht, wie oft das Publikum Bankiers und Banken mit  
 der dringenden Bitte bestrahlt hat, ihm das Geld überhaupt abzunehmen, um bei Ueber-  
 zeichnungen Sonderberücksichtigungen zu erzwingen. Nachträglich ist es leicht, die  
 Unvollständigkeit oder Unrichtigkeit des Emissionsprospekts zu verbammen und für  
 den Leichtsinns beider Kontrahenten nur den einen Theil, nämlich den Abgeber,  
 und nicht zugleich den aufdringlichen Käufer büßen zu lassen. Prospekte wurden  
 in der Blütheperiode der Konjunktur überhaupt nicht lange studirt; welcher Art  
 auch ihr Inhalt sein mochte: die angepriesenen Werthe wurden ohne Weiteres  
 gezeichnet. Merkwürdig, daß die Käufer nicht schon in der Zeit der unaufhalt-  
 samen Ausrufsteigerungen die Bedeutung der Prospektangaben erkannten.

Aktiengesellschaften und Kommunen haben nun das selbe Schicksal, mit  
 den ausgebotenen Papieren sitzen zu bleiben. Da wollte die Stadt Wien vor  
 einigen Jahren eine Anleihe von etwa dreizehn Millionen Mark aufnehmen, die  
 auch längst zum Börsenhandel zugelassen ist. Ein bis zwei Jahre sind ver-  
 flossen, seit der Prospekt veröffentlicht wurde, und jetzt erscheint plötzlich ein  
 abermaliges Angebot der Millionen, die man längst untergebracht wähnte. Ja,  
 die Käufer haben sich bis heute eben noch nicht gefunden, — und so wird denn  
 mit dieser Anleihe der schönen und reichen Stadt Wien weiter hausirt.

Der Geldbedarf drängt überall und auch das Reich war genöthigt, bei  
 der Reichsbank erkleckliche Guthaben zu kündigen, um vorläufig das erste ost-

asiatische Corps kleiden und nähren zu können. Schon werden neue Truppen zusammengezogen und sie alle wollen verpflegt und ausgerüstet werden. Die Uebersee-Schiffahrt, die sonst um diese Jahreszeit einen regen Güteraustausch zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten vollzog, wird diesmal eingeschränkt, weil sie ihre Fahrzeuge zum Theil für Truppentransporte bereit halten muß und weil der Bedarf wegen der chinesischen Wirren reservirt bleibt. Selbst der Philister revidirt seine Vaterlandsliebe und eilt in die Sparkassen, um seine Einlagen zurückzufordern; sie scheinen ihm nicht mehr sicher, da der König und Kaiser so viele Soldaten nach Asien schickt. Sogar in einer so reichen Keime des Wohlstandes in sich tragenden Stadt wie Danzig wird die Zahlungseinstellung einer großen Sparkasse befürchtet; so gering schätzt das Volk das Vermögen des Staates. Bei dieser Kenglichkeit des Kapitals darf nicht lange nach den Gründen der Friedhofsruhe der Börsen gefragt werden. Das Mißtrauen tötet jeden Versuch der Unternehmungslust, sich zu regen und die Luft zu erfrischen. Die Industriebezirke senden unerfreuliche Post. Ueber den amerikanischen Wettbewerb auf dem Eisenmarkt lächelt heute Niemand mehr. Zwei der größten ober-schlesischen Werke, die Bismarckhütte und die huldshinischen Hüttenwerke, haben beim Direktor der Tennessee Coal and Iron Company je tausend Tonnen Puddelroheisen zum Preise von siebenundfünfzig Mark für die Tonne frei Hamburg bestellt und sich weitere fünftausend Tonnen zu dem selben Preis, der wesentlich unter den Forderungen der einheimischen Erzeuger steht, an die Hand geben lassen. Natürlich wird das patriotische Gewissen durch die Beschönigung eingeklinkt, daß es sich nur um einen Probeauftrag handle. Aber die Zusammenziehung des Roheisens, also seine Leistungsfähigkeit, wird von dem Lieferanten garantiert und die vornehmeren Vertreter der schlesischen Interessen gestehen bei allem Bedauern der ausländischen Konkurrenz doch bereits ein, daß die Preise in Oberschlesien in der letzten Zeit etwas getrieben worden sind und daß trotz hohen Selbstkosten für Kohlen, Koks und Erze auch niedrigere Erlöse, als sie hier erzielt werden, den Hochofen einen ansehnlichen Gewinn gelassen hätten. Von Roheisenknappheit kann keine Rede mehr sein; die Bestände steigern sich. Die größten Betriebsstätten, wie etwa die Waggonfabrik der Königs- und Laurahütte, sind mit Aufträgen überhäuft. Aber kleinere Werke, Draht-, Blech- und Röhrenfabriken finden für ihre Erzeugnisse nur noch schleppenden Absatz, müssen auf Vager arbeiten, haben die Erzeugung eingeschränkt und mühen sich vergeblich, die in den letzten Jahren übermäßig erweiterten Anlagen jetzt entsprechend ihrer gesteigerten Leistungsfähigkeit zu beschäftigen. Das deutet schon darauf hin, daß es mit der Noth um die Kohlenversorgung im Herbst und Winter nicht gar so schlimm bestellt sein wird. Amerika trifft außerdem alle Vorbereitungen, um noch manche Maschine in Deutschland binnen Kurzem zum Stillstand zu zwingen. Die Versuche, eine Preisconvention unter den fünf größten Eisentrüsten der Vereinigten Staaten, der Carnegie Company, der National Steel Company, der Federal Steel Company, der American Steel Hoop Company und der American Steel and Wire Company, zu bilden, ist gescheitert, obgleich sie bereits sämmtlich sich festgeritten haben und eine große Anzahl von Oefen und Essen ausblasen mußten. Die Amerikaner sagen sich sehr richtig, daß die außerordentlichen Erfolge, die ihr Auslandgeschäft in den letzten drei Jahren aufzuweisen hatte, hauptsächlich daraus

zu erklären sind, daß die deutschen, französischen und englischen Fabrikanten durch heimischen Bedarf stark in Anspruch genommen waren. Je mehr die industrielle Bewegung in diesen Ländern sich mähtigen lernt, um so schwerer wird es den Amerikanern werden, gegen die ausländische Konkurrenz anzukämpfen. Da die Vereinigten Staaten bei der gewaltigen Zunahme der Lieferfähigkeit ihrer Eisen- und Stahlindustrie unmdglich für die ganze Erzeugung im eigenen Lande auf Abnahme rechnen dürfen, so sind sie um der Selbsterhaltung willen gezwungen, die Frachten und die Verstellungskosten so zu ermäßigen, daß sie den europäischen Markt beherrschen, und sie hoffen, durch ausgedehnteste Massenfabrication dieses Ziel zu erreichen. Leider herrschen in Deutschland ähnliche Verhältnisse. Nur haben wir nicht die Existenzmittel, um es auf einen Kampf auf Leben und Tod ankommen zu lassen. Wir werden uns auf die Herstellung von Spezialitäten beschränken und, ohne erst mit Preisunterbietungen zu beginnen, in Massenartikeln den Amerikanern das Feld räumen müssen. An der hüffelbacher Montanbahn ist vorläufig mit einer Revision der Eisenpreise begonnen worden; die offiziellen Notirungen sind dabei zum großen Theil nur nominell.

Nach Alledem wäre es vergebliche Mühe, den absterbenden Eifer für industrielle Gründungen beleben zu wollen. Die allgemein kräftig emporgehobenen Preise für die Fabrikate lassen sich nur noch durch Syndikate und Konventionen aufrecht erhalten. Mit banger Sorge fragt sich die Cementindustrie, ob über das laufende Jahr hinaus die jetzt vorhandenen Kartelle zu sichern sein werden. Ihre glücklichen Tage sind gezählt. Die Ueberproduktion würde nur dann keine Gefahr bedeuten, wenn das Ausland steigende Mengen deutschen Cementes aufnehmen könnte. Das wird aber von den bestehenden Unternehmen geleugnet. Trotzdem tauchen hier und da Projekte für die Errichtung neuer Cementfabriken auf. Die Kapitalien sind den Gründern schon lange von befreundeten Banken in Aussicht gestellt; bei den heutigen Geld- und Industrieverhältnissen wäre die Hoffnung auf die freiwillige Erfüllung solcher Versprechen aber trügerisch. Hat doch manche Bank ihre eigene Kraft überschätzt. Wo die Bankgründung nur ein Rettungsmittel war, die Aktien aber noch nicht untergebracht sind, hätte jetzt das Konkursgericht eingzugreifen, wenn nicht von feststehenden Instituten ein Unterstützungsfeldzug eingeleitet wird. So geht es der Firma Reienburg & Co. in Essen. Sie hatte ein gutes, ruhiges und sicheres Geschäft betrieben, als sie dem Gründungsfieber verfiel. In kurzer Zeit hatte sie sich mit ihren vielen Beteiligungen an Bergwerksunternehmen, die zum Theil noch embryonisch und jedenfalls noch nicht betriebsfähig waren, vollständig festgeritten. Wenn sie über ungezählte Millionen verfügt hätte, wäre es ihr ein Leichtes gewesen, alle begonnenen Pläne auszuführen. Der Teufel plagte sie, als sie sich — nur um flüssige Mittel zu erlangen und wieder auf die Beine zu kommen — den Luxus einer Bankgründung erlaubte. Der schöne Name „Essener Industriebank“ war bald gefunden, nicht so bald das Publikum, das die Aktien zeichnen wollte; Niemand will sie erwerben, Niemand auch nur beleihen. So sieht denn die Firma auf drei Millionen Mark Aktien und hat für sie neue Verpflichtungen übernehmen müssen. Die Direktoren haben den Kopf verloren und das Weite gesucht. Aber in der Statistik der deutschen Aktiengesellschaften, die für den Segen der Konjunktur zeugen soll, steht fortan eine Ziffer mehr mit einem ansehnlichen Grundkapital . . . auf dem Papier. Dynkeus.

## Seepredigt eines Königs.\*)

... **V**on des menschlichen Lebens Hinsälligkeit spricht uns in dem Psalter ein Gebet Moses, des Mannes Gottes, und mahnt zu frommer Ergebung in das Menschengeschid. Es zeigt uns im Gewölk den Schöpfer aller Dinge, der von Ewigkeit zu Ewigkeit ist, und redet ihn also an, in ängstlichem Stammeln: „Der Du die Menschen lässest sterben und sprichst: Kommet wieder, Menschenkinder! Du lässest sie dahinfahren wie ein Strom und sind wie ein Schlaf; gleich wie ein Gras, das doch bald welk wird, das da frühe blühet und bald welk wird und des Abends abgehauen wird und verdorret. Das machet Dein Zorn, daß wir so vergehen, und Dein Grimm, daß wir so plötzlich dahin müssen. Denn unsere Missethat stellest Du vor Dich, unsere unerkannte Sünde ins Licht vor Deinem Angesichte.“ So laßt, bang erbebend, ein in der Finsterniß verirretes Kind, wenn es die Nähe des furchtbaren Vaters fühlt, den es kaum kennt und von dem es nichts Anderes weiß, als daß er die Sünder mit harten Geißelhieben bestrafen und der schlimmsten Brut die Spanne der Zeitlichkeit kürzen wird; ganz leise und schüchtern nur klingt eine hellere Hoffnung auf die Wiederkehr zum veröhnten Vater durch den Rebel. Denn Rebel umgiebt dicht noch diesen Väter, ringsum kreischen warnende Rufe, die Bahn der gefährlichen Fahrt ist verhüllt und kein Lichtschein erwärmt die unholde Luft. Licht und Wärme bringt in die ungesund vergiftigte und verdampfte Welt erst der milde Mann, der mit der frohen Botschaft den Gespensterglauben an einen Gott des Zornes und der Rache verscheucht. Leset nach dem neunzigsten Psalm die erste Epistel Pauli an die Korinther, leset bedachtsam den Abschnitt, der den evangelischen Brüdern verkündet, wie es mit der Auferstehung der Toten beschaffen ist, — und die Verschiedenheit zweier Glaubenszonen wird Euch ins Bewußtsein bringen. Hier ist der Abschied, auch der schwerste, jäheste, vom irdischen Wandel keine finster erfonnene Strafe mehr, hier hat der Tod seinen Stachel verloren; die schüchterne Hoffnung ist zuversichtliche Gewißheit geworden, alle Schrecken der Höllequal besiegt der sonnige Strahl der Gnade und jubelnd schwingt sich aus der entlasteten Brust der Ruf in die Höhe: „Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unseren Herrn Jesum Christum!“ ... Kennet die Zuversicht, die Ihr aus diesem Buch der Liebe schöpft, nennet die Gewißheit, daß des sterblichen Menschen geläuterter Wesenswerth nicht ins Leere verloren ist, in einseitig frommen Kinderlauten den Glauben an Auferstehung oder, im Hochgefühl reiferer Naturerkenntniß, den Glauben an die Erhaltung jeglicher Kraft — Name ist Schall und Rauch —: Ihr werdet nicht un-

\*) Fragment eines vor vier Jahren veröffentlichten Aufsatzes.



getröstet aus der sanften Umklammerung scheiden und der brennende Schmerz um die verlorenen Brüder wird mählich linderer Wehmuth weichen.

Es ist kein dem Herrn geweihter Priester, der so zu Euch spricht; und Mancher wird vielleicht bei sich denken: Woher nimmt Dieser das Recht, uns Gott zu verkünden, da er dem leisen Lenker aller Geschicke doch nicht näher ist als Jeder von uns? Mancher hat vielleicht schon oft bei sich gedacht: Ist es Großmannsucht, die Diesen bestimmt, von der Meerfahrt den Prediger auszuschließen und, als habe sein Haupt mit der Krone auch die Priesterweihe empfangen, selbst stets den Gottesdienst abzuhalten? Wer so denkt, kennt mich nicht und kennt nicht seinen eigenen Glauben. Unser Glaube, wie wir ihn dem tapferen Meister Martinus verdanken, hat den beamteten Vermittler zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpf abgeschafft und das persönliche Verhältniß jedes Christenmenschen zu seinem Gotte begründet. Für uns ist die Zeit der Menschenlehre längst vorbei, vorbei sind die Tage, da statt des göttlichen Wortes Ablaßzettel und Bullen feilgeboten wurden und von einzelnen sterblichen Menschen der lutherische Ausspruch galt: Nomina enim significant ad placitum. Der Heiland hat seine Lehre nicht bis ans blutige Ende gelebt, der Sohn des Menschen ist nicht am Kreuz für die Menschheit gestorben, damit nach ihm Andere kommen und den Sinn seines Willens fälschen. Uns ist der Priester nicht ein besonderer Weihe gewürdigtes Wesen mehr, zu dem wir, der Gnade oder des Zornes gewärtig, in scheuer Ehrfurcht emporschielten, dem wir beichten und von dem wir Entsündigung hoffen dürfen, — nein: er ist uns ein mit dem Wort Gottes vertrauter Bruder, dessen reiner, von dem eklektischen Anhauch geschäftlicher Nachenschaften freier Wandel uns dafür bürgt, daß wir zu jeder Stunde in ihm einen selbstlosen Freund finden werden, einen Tröster, den die gemeine Lust an Gewinn und Vortheil niemals versuchen, niemals bewältigen kann. Der Prediger steht uns über den Niederungen des Alltagsgetriebes und der Parteienwuth; er soll sich gewiß nicht der irdischen Sorge für die Brüder ent schlagen, er darf und er muß die Nächstenliebe auch in ihrer für den modernen Menschen höchsten und wirksamsten Form, in politischer Bethätigung, üben, aber er soll sich — und darin hat ihm der König zu gleichen — vor jedem gehässigen Wort, vor jeder schroffen Parteinahme rechtschaffen hüten. Als ein Mensch, dem die göttliche Verkündung ein liebes, vertrautes Gelände und dem nichts Menschliches dennoch fremd ist, tritt er vor unseren Blick; so wollen wir ihn, so lauschen wir seinem Wort. Aber wir können, als freie Christen, die ohne Mittler auf offenem Markt oder im stillen Kämmerlein mit ihrem Gott persönliche Zwiesprache halten, ihn so gut wie die engen steinernen Kirchen entbehren. Und wo wäre zu freiestem Verkehr mit dem Unsichtbaren bessere Gelegenheit als hier, als auf hoher See? Hier ist keine aus Quadern gefügte

Kirche, kein gothischer Dom, in dessen dumpfe Wölbung nie ein erfrischender Luftstrom drang; hier umweht uns der belebende Athem der Natur, die Nacht und die furchtbare Größe des AUs thürmt sich in Wogen und Wolken vor unser Gesicht, das Auge schweift, frei seine Richtung wählend, durch weite Räume und der salzige Gischt spült die ungesunde Geistigkeit über Bord. Im Nebel sogar fühlen wir uns hier freier und leichter als im Dunst und Qualm gemauerter, von schwitzenden, leuchtenden, gierenden Menschen bewohnter Städte; und wir brauchen den Priester nicht, denn auch ohne seinen Beistand kann ein heller Strahl aus der Höhe das Nebelgespinnst zerreißen. Auch den im fernem Land gefallenem Christenbrüdern stand in der letzten Stunde ihres Lebens kein Priester zur Seite. War ihnen deshalb der Christentrost etwa versagt? Konnte nicht Jeder von ihnen, der Niedrigste wie der Höchste, der Sehnsucht die Zunge lösen, nicht Jeder, im festen Bewußtsein der Unverweslichkeit seines besseren Theiles, mit Paulus rufen: Der Tod ist verschlungen in den Sieg? Und wollt Ihr mir, dem König, allein wehren, was selbst der Niedrigste als sein Menschenrecht heischen darf: das persönliche Verhältniß zum höchsten Herrn aller gläubig des Heils harrenden Christen?

Nichts Anderes habe ich verlangt, nichts Anderes werde ich jemals begehren. Wahrlich: es war nicht Großmannsucht, nicht ein freoler, vermessener Höhenwahn, der mich Gottes Wort zu Euch sprechen ließ. Nicht einem bestrittenen Oberpriestertum, auch nicht einer besonderen Begnadung entnahm ich mein Recht, den Freunden, mit denen die Wochentage mich zu froher Erholung und Kurzweil vereinigt sehen, in ernstler Feierstunde den Gottesdienst abzuhalten. In dem selben Brief an die Korinther, dessen ich vorhin gedachte, findet Ihr die Worte des Paulus: „Von Gottes Gnade bin ich, was ich bin, und seine Gnade an mir ist nicht vergeblich gewesen, sondern ich habe viel mehr gearbeitet denn sie Alle; nicht aber ich, sondern Gottes Gnade, die mit mir ist.“ An dieses Bekenntniß der Demuth des Mannes, der mit Worten und Drohen so lange wider die Jünger des Herrn gewüthet hatte und in dem spät erst, auf dem Wege gen Damaskus, der Wille des Höchsten lebendig geworden war, dachte Luther, als er, in der Schrift wider den falsch genannten geistlichen Stand des Papstes und der Bischöfe, sich von Gottes Gnaden Effleissastes zu Wittenberg hieß; und diesen demüthigen Glauben bekenne auch ich, wie jeder rechtschaffene und bescheidene Fürst ihn bekennen sollte. Wehe dem Herrscher, der sich heute noch an den Irrglauben schlechter Monarchen verlor, mit dem Goldreif habe eine besondere Kraft, eine nur den Gelchräten bestimmte göttliche Weihe, sich um ihre Schläfen geschmiegt und sie seien an Erkenntniß und Weisheit über den Troß der gemeinen Sterblichen nun erhaben! Der Freibrief jenes unsinnigen Gottesgnadenthumes, das wähnte, Recht und Gesetz selbstherrlich verachten zu dürfen,

ist längst schon in Plundersegen zerfallen; schlaue Priester hatten ihn ausgestellt, die auf Gegenseitigkeit ein vortheilhaftes Geschäft begründen und ihrer Macht einen starken, immer zum Kampf bewaffneten Büttel werben wollten. Mit dem Wahn, der Priester sei der besonderer Weiße gewürdigte Stellvertreter Gottes auf Erden, ist auch der alte Gottesgnadenbegriff gestorben, dessen Einführung in die Weltlichkeit schon die Karlinge mit einem nichtigen Schattensönigthum büßen mußten, und heute gilt längst in allen evangelischen Landen unangefochten das Wort des großen Preußenkönigs: „Die Einbildung der Geistlichen von einem unmittelbaren göttlichen Beruf ist eben so ungereimt wie das Vorgeben, womit man Souverainen schmeichelt, daß sie das Ebenbild Gottes auf Erden seien. Ich liebe nicht, daß man die Könige die Abbilder Gottes auf Erden nenne; sie stehen zu tief unter ihm, als daß ein Vergleich mit der göttlichen Majestät möglich wäre.“ Solches sprach der erleuchtete Mann, der als Jüngling schon, während das Frankenreich von frivolen Fürsten noch wie ein Pflanzgrund oder ein brunnstheiliger Hirschkopf verwaltet wurde, warnend den Herrschern zugerufen hatte, daß ihre Schwäche nur in dem falschen Glauben wurze, die Völker seien für sie, nicht sie für die Völker, geschaffen. Und heute, in einer völlig gewandelten Welt, in einer Zeit gereiften Naturerkennens und geklärter Einsicht in die Zusammenhänge alles Gewordenen, sollte der Spuk der thörichten Monarchenteologie noch eine Stätte finden, sollte die Kinderkrankheit unmündig irtlichelirender Völker noch in den Hirnen der Könige wirken? Ein Sterblicher sollte so frevelhaft sich über die Grenzen der Menschheit recken, daß er glaubte, von ihm, dem gekrönten Wurm, könne gelten, was Paulus in der andern Epistel an die Korinther von Jesus sprach, dem Gekreuzigten: Denn alle Gottes-Verheißungen sind Ja in ihm und sind Amen in ihm? Wie müßten, wenn solcher Hochmuth bei uns wuchern könnte, beschämt vor Epochen und Völkern stehen, über die unser Stolz sonst so gern sich in eitlen Behagen erhebt. Wohl nennt man im alten China, wie Y-King und Schu-King uns lehren, schon seit dem dritten Jahrtausend vor Christi Geburt den Kaiser den Sohn des Himmels, seine Gesetze, Befehle und Wünsche haben nicht menschliche, sondern göttliche Autorität und er ist, selbst als erwählter oder durch eine Revolution auf den Thron erhöhter Herrscher, der Pol, um den alle anderen Gestirne sich drehen; wohl ragen ihm, dessen Symbol der Drache und dessen geheiligte Farbe das Gelb ist, ringsum Altäre, auf denen wohlriechende Stoffe verbrannt werden und vor denen der Untertban auf die Knie zu fallen und, wie vor dem Kaiser selbst, dreimal mit der nackten Stirn die Erde zu berühren hat. Doch diese Ehren, deren Bezeugung uns eines Menschen unwürdig dünkt, werden nicht dem gekrönten Monarchen gespendet, sondern dem Vertrauensmann der Nation, der sich aus eigener Kraft an Tugend und

Weisheit zu einem Muster herangebildet und durch die ernsteste Selbsterziehung den Namen des Himmelssohnes verdient hat. Nicht nach Laune und Willkür darf der Gebieter schalten und nicht seinen Willen eigenfönnig zur Geltung bringen; des Himmels Bestimmung, nicht der einzelne sterbliche Mensch, 'Iou gekötjen,' ein 'gutek' vreegik ist wer nur, oer' jenk' Besonderek,' jemen persönlichen Willen, der Allovernunft freudig zu opfern vermag, und gegen den schlechten Regenten, der die gesunde Entwicklung des nationalen Lebens hemmt oder stört, ist dem Volk, das auf eine gute Regierung rechtmäßigen Anspruch hat, selbst das äußerste Mittel gestattet, — die Revolution, die gegen Ungefeßlichkeit dann die Gefeflichkeit vertritt und die alte, durch Leichtfertigkeit oder hitzige Keuerungsfucht zerrüttete Ordnung des Reiches wieder befestigt. Und wenn Euer Blick von China ins alte Inderland schweift, was erschauet Ihr da? Ihr sehet auch hier einen König von Gottes Gnaden, den Raja, der als Vertreter der Gottheit regiert, und Ihr leset im Gesefbuch des Manu: „Ein König ist gebildet aus den ewigen Theilen der obersten Götter und ist darum über alle Sterblichen an Majestät erhaben; gleich der Sonne blendet er Augen und Herzen; kein Mensch kann seinen Anblick ertragen; er ist das Feuer und die Last, die Sonne und der Mond, der Herrscher der Gerechtigkeik, der Herr des Reichthumes, der Gewässer und der Himmelsweste. Einem König, selbst wenn er ein Kind ist, darf nicht ohne Ehrfurcht begegnet werden, als sei er ein bloßer Mensch, denn er ist eine mächtige Gottheit, die unserem Auge in menschlicher Gestalt erscheint.“ Aber Ihr leset auch in dem selben herrlichen Buche: „Ein König ist geschaffen, daß er der Schützer aller Stände sei und allen Unterthanen ein Vater. Der unsinnige Fürst, der sein Volk mit Ungerechtigkeik bedrückt, wird bald seines Reiches und seines Lebens beraubt werden. Der König lerne emsig von den Bedenkundigen die heilige Lehre, er mache sich mit den Gesefen vertraut und unterrichte sich in allen Arbeiten und Gewerben. Berausfende Getränke, Spiel, Liebe zu Weibern und Jagdleibenschaft sollen von einem Fürsten als verderbliche Laster betrachtet werden. Ein König, der das Heil seiner Seele erstrebt, muß immer nachsichtig sein, wenn Mähfällige, Kinder, Greise oder Kranke gegen ihn Beleidigungen ausstossen; wer den Leidenden Beleidigungen verzeiht, wird dafür im Himmel belohnt werden, aber wer im Herrscherstolz Rachegeföhle hegt, wird in die Hölle fahren. Ein König wähle zu seinen Berathern weise Männer von guter Herkunft, unbescholtene, unabhängige und aufrichtige Männer; mit ihnen überlege er Alles, von ihnen höre er Jeden, dann befrage er die Brahmanen, — und dann erst entscheide er selbst.“ Auch hier also sehet Ihr nicht einen nach Laune des Amtes waltenden Despoten, nicht einen freien Herrscher, dem der persönliche Wille die Richtung weist, sondern den Vollstrecker des ewig währenden brahmanischen Ge-

setzes, der fallen muß und fallen wird, wenn er auch nur um Fußesbreite sich von dem Boden dieses Gesetzes entfernt. Soll ich Euch noch sagen, wie der Buddhismus diesen Königsbegriff geläutert und verfeinert hat, bis endlich jener edle König Asoka erstand, der uns auf einer Säule die Inschrift ließ: „Mein ganzes Bestreben war, ist und wird sein, meine Schuld gegen die Geschöpfe abzutragen und sie hienieden glücklich zu machen, auf daß sie im Jenseits sich den Himmel gewinnen können“? Wenn Christen unter der hellen Höhe solcher Anschauungen blieben, dann wahrlich wären sie werth, zu erleben, daß ringsum in der Weite das böse Wort des unglücklichen philosophischen Schwärmers ein hallendes Echo weckte, der das Gesetzbuch des Mann über das Evangelium stellt. Das aber soll niemals geschehen. Nie sollen höhnisch grinssende Feinde sehen, wie in diesem Lande ein christlicher König sich in heidnischen Herrscherwahnsinn verstrickt.

. . . Langsam lichtet sich um uns der Nebel und der Blick auf das offene Meer wird wieder frei. Des großen deutschen Dichters, den Thorheit einen Gottlosen nennt, muß ich gedenken und seines größten, menschlichsten Geschöpfes. Vom Meere träumt Faust, des unbändigen Elementes zwecklose Kraft will er besiegen, der feuchten Breite Grenzen verengen; und der Mann, den im Sterben noch die Hoffnung beseligt, auf freiem, dem Meere abgerungenem Grund mit freiem Volk einst stehen zu können, hat auch über die Königspflicht und das Königsrecht weise Worte gesprochen. Als Mephistopheles ihm von dem jungen Kaiser erzählt, der, um sich aus Schwierigkeiten zu lösen, einen Krieg beginnt, und als der Böse mit wonniger Lüge den gekrönten Knaben schildert:

Du kennst ihn ja. Als wir ihn unterhielten,  
Ihm falschen Reichthum in die Hände spielten,  
Da war die ganze Welt ihm feil.  
Denn jung ward ihm der Thron zu Theil  
Und ihm beliebt' es, falsch zu schließen:  
Es könne wohl zusammengehn  
Und sei recht wünschenswerth und schön,  
Regiren und zugleich genießen.

Da antwortet Faust:

Ein großer Irrthum! Wer befehlen soll,  
Muß im Befehlen Seligkeit empfinden.  
Ihm ist die Brust von hohem Willen voll,  
Doch was er will, es darfs kein Mensch ergründen.  
Was er den Treuesten in das Ohr geraunt,  
Es ist gethan und alle Welt erstaunt.  
So wird er stets der Allerhöchste sein,  
Der Würdigste; Genießen macht gemein.

Und dennoch fühlen wir, fühle ich wenigstens auch in diesem weise warnenden Spruch noch einen falsch, fast wie verspätet anklingenden Ton. Darf wirklich, was der König will, kein Mensch ergründen und ist's eines Königs Aufgabe, durch jähe, blitzhaft aus dem Dunkel zuckende That die Welt in Erstaunen zu setzen? Soll der moderne Monarch, statt seinen Willen, den oft genug irrenden Menschenwillen, den Treuesten ins Ohr zu raunen, nicht in seinen Willen aufnehmen, was von den Treuesten und den Erfahrensten ihm ins Ohr geraunt ward? Und darf ihm Befehlen Seligkeit sein, ein in stolzer Herrenfreude geübtes Recht, nicht die im ernstest Bewußtsein schwerer Verantwortung beinahe schauernd erfüllte Pflicht? Der König, den ich meine, und dem ich gern gleiche, wird, wenn die Nothwendigkeit ihn zum Entschluß drängt, nicht in vermessnem Jugendmuth jabeln: Wohl mir, daß ich, ich ganz allein, entscheiden darf! Er wird achtsam vielmehr den Stimmen der Treuen und den stummen oder nur unbehilflich gestammelten Wünschen der Volkheit lauschen und auch dann noch, wenn er Alles geprüft und vor dem Wagen alles Wägbare gewogen hat, wehmüthig unter der Last der schmerzenden Pflicht seufzen: Wehe mir, daß ich, ich ganz allein, doch nun entscheiden muß! Faustens Denken erwachs, als er die Seligkeit des Befehls pries, aus dem störrischen Titanentroy, der sich den Göttern gleich dankte; er hatte die Kunst der Entfagung noch nicht gelernt, noch nicht die wahre innere Freiheit errungen, die mit äußerer Demuth so gern einhergeht. Vor seines Geistes Auge stand ein römischer Caesar Augustus der guten, von rucklosen Schwelgerbegierden nicht zerfressenen Art, nicht ein germanischer König, der, als Erbe des Geschlechtsältesten, der Vertrauensmann und der kluge Geschäftsführer des Stammes war. An diesen altdeutschen kuning, den höchsten Häuptling der Hundertschaften, wollen wir uns erinnern; er soll uns in verworrener Zeit Wesen und Bedeutung des Königsgebantens wieder lebendig machen. Wie er im Kriege der starke Führer, im Frieden der stille Schiedsrichter der Volksgemeinde war, unter Gleichen der Erste, ein Mensch, dem Ehrfurcht dargebracht, aber nicht Götterehre gespendet wurde, vor dem der Blick sich nicht senkte, dem jeder Mann frei vielmehr und in ungeblendeter Liebe ins leuchtende Auge sah —: so sollen auch unsere Könige sein: Menschen, denen man Wahrheit, nicht hündisch gewünselte Lüge, bietet, sterbliche, Allen sichtbare und Allen zugängliche Menschen, die einen vom Volk ihnen gehäuften Vertrauensschaz zu behüten haben, deren Befugniß, Gutes zu wirken, unbegrenzt ist und deren freiem Walten sich nur da eine feste Schranke erhebt, wo die Wirkung unheilvoll werden könnte. Und wie der altdeutsche thiungans, der ehrfürchtig begrüßte Leiter des Volkes, zugleich Priester war, der Vertreter einer höheren Macht, der Hort der geistigen Ueberlieferung und der Hüter der zum Stammesbesitz erweiterten Familienheilighümer, und als Priester

und König zu reinem Wandel und bescheidenem Fleiß verpflichtet —: so soll auch der neue König, der seine Pflicht und sein Recht in einen Vertrag eingefriedet hat, sich als den berufenen Kämpfer der Volksehnsucht fühlen, der irdischen wie der über das Irdische hinausflatternden, und in stiller Ergebung, als ein verpflichteter Mann, und gewissenhaft seine Arbeit leisten, — ob er mit wehendem Helmbusch nun dem Kriegerhaufen voranzieht oder am Altar die frohe Botschaft des höheren Herrn in menschliche Laute sagt.

. . . Der Gott des alten Bundes ließ sein Volk vor den Königen warnen und ihm, daß von einem König gerichtet sein wollte, durch Samuel sagen: „Eure Söhne wird der König nehmen zu seinem Wagen und zu Reitern, die vor seinem Wagen hertraben. Und zu Hauptleuten über Tausend und über Fünfzig und zu Ackerleuten, die ihm seinen Acker bauen, und zu Schnittern in seiner Ernte, und daß sie seinen Harnisch, und was zu seinen Wagen gehört, machen. Eure Töchter aber wird er nehmen, daß sie Apothekerinnen, Köchinnen und Bäckerinnen seien. Eure besten Acker und Weinberge und Delgärten wird er nehmen und seinen Knechten geben. Dazu von Eurer Saat und Weinbergen wird er den Zehnten nehmen und seinen Kämmerern und Knechten geben. Wenn Ihr dann schreien werdet zu der Zeit über Euren König, den Ihr Euch erwählet habt, so wird Euch der Herr zu der selben Zeit nicht erhören.“ Also sprach durch Samuels Mund zu Israel jener Jahwe, der eifersüchtig im Finsternen waltende Rachegott, von des kommenden Königs herrischem Recht; und Mancher, dem der Christenglaube im Gemüth noch nicht aufgedämmert ist, dachte Inirschend vielleicht der fernen Bibelverkündung, als der Schredenruf von dem gräßlichen Ende unserer Brüder ihn traf. Er vergaß nur, der Jörnige, in jager Verdrossenheit, daß von Samuels Rhythentagen eine lange, von röthlich rinnenden Bächen durchsickerte Straße uns trennt, — die schmale Straße der Schädelstätten, auf denen der Menschheit Menschenopfer geschlachtet wurden. Blut mußte fließen, ehe der neue, der helle Gott die alten Götter in Nacht und Vergessen schenkte, und blutig mußte mehr als ein Morgen tagen, ehe der neue König zum Ueberwinder des alten, mit rostigen Kronen geschmückten Gespensterheeres ward. Soll dieses Blut, soll des Einzelnen kostlicher Lebenssaft, der das Erdreich düngt und zu frischen Trieben befruchtet, vergebens etwa vergossen und auf dürrer, leblosen Felsenklippen unnützlich geronnen sein? Weit streckt sich der Weg, der die Geschlechter der Menschen zur Klarheit führt, und die Reise wird durch die großen Auseinandersetzungen zwischen dem bewußter werdenden Geist und dem Gottheit suchenden Sinn, zwischen Völkern und Königen, Armen und Reichen, Schwachen und Starke, oft unterbrochen. Noch naht nicht das Ende des Weges und kein Menschengesicht wird es jemals erblicken; in dem von den Wanderern aufgewirbelten Duff erkennt

aber das freie, muthige Auge doch schon ein Ziel, ein erstes Frühroth der erwachenden und erweckenden Sonne. Wer die Morgenzeichen der werdenden Zeit nicht sieht, wer die fremd anmuthenden Erscheinungen der engen Erde, die uns die Welt ist, heute noch mit der trüben, ängstlichen Kurzsicht Samuelis betrachtet, ist so unverständlich, wie wir wären, wenn wir jetzt noch die schrillen Seufzer der Sirene erschallen ließen. Schauet um Euch: bis auf die letzte Spur ist allgemach der Nebel verschwunden und hell und heiter spielt das Himmelslicht wieder auf der Wasserfläche. Und der Mann dort oben, auf der Kommandobrücke, hat rechtzeitig dem Nebelhorn Schweigen geboten und mit vollem Dampf die vorher verlangsamte Fahrt sinit wieder vorwärts gelenkt. Nicht im Paradeanzug und in schöner, eitel erfonnener Pose steht er da, wie Einer, der selig ist, höher als Andere zu thronen und dem Troß der Matrosen Befehle herunterherrschen zu dürfen. — nein: im wärmenden Wettermantel, als der Tüchtigste, Unererschrockenste und Unscheinbarste unter uns Allen, als ein Mann, der sich in ruhigen Tagen bei ernstester Arbeit verborgen hält und, wenn er in unsichtiger oder stürmischer Stunde aus seiner Kammer tritt, die drückende Last der Verantwortung schmerzlich empfindet. So wollen wir ihn, so ist er uns lieb geworden, so gewähren wir ihm, der treu seine Pflicht erfüllt, gern auch sein Recht, das Recht des Befehlenden, und sehen

... 'in ihm den' heiligsten' Führer, den 'tunorigen' König des Schiffes.' und wie ihn, der auf dem aus Eisen und Brettern gefügten Bau sorgsam und besonnen uns über Untiefen und Klippen, durch Nebel und Stürme steuert: so wollen, so hoffen wir auch den Herrscher, der auf dem festen Boden der Väter einem ganzen Volke das Ziel und die Richtung weist. Jahwe warnte vor dem übergreifenden Recht und schwieg von der Pflicht der Könige; seiner dunklen Erde fehlte der König, der, ohne sich höhentoll je an dem mythischen Wahn einer Gottähnlichkeit aufzureden, unter ungekrönten Königen als ein Gleicher steht und den im Dienst der Volkheit, seiner und ihrer Herrin, gefallenen Söhnen nicht als Söldnern, sondern als Brüdern die ernste Gedächtnißfeier bereitet. . . Mehr als ein blutiger Morgen mußte tagen, ehe der neue König zum Ueberwinder des alten, mit rostigen Rumpelkronen geschmückten Gespensterheeres ward: Herrscher sanken dahin und Untertanen, Männer und Frauen, ganze Geschlechter wurden mit rother Sichel grausam gemäht. Nicht vergebens aber ist dieses Blut geflossen; und wenn aus dem nun wieder erhellten Himmel die ewig waltende Macht in Dreieinigkeit auf uns hernieder sieht, wird ihr strahlendes Gottesauge ein frei vereintes Volk hier erblicken, in dem es keine Untertanen mehr giebt und das, nach der Totenklage um die Gefallenen, in ernstester und doch froh hoffender Stimmung mit seinem stillen, schlichten und prunklosen König stracks an gedeihliche Arbeit geht.